di. J. N 57
424
2
LD205
2

16 74

[Ludwig Aurbacher]

Ein

Volksbüchlein.

Enthaltend:

die Legende von St. Christoph, die Wanderungen des Spiegelschwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Ausgabe für Volksfreunde.

Zweyter Theil.

München. 1829.
Jos. Lindauer'sche Buchhandlung.
(C. Th. Fr. Sauer.)

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG
1957.856

Ernst und Scherz.

Eine Sammlung

vermischter Erzählungen.

Mit einer Abbildung, den schwäbischen Sonn- und Mondfang vorstellend.

München. 1829.

Jos. Lindauer'sche Buchhandlung.

(C. Th. Fr. Sauer.)

Taugts nicht in den Topf, so taugts doch unter den Topf.

I. Legende von Sankt Christoph.

In sechs Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Es lebte im Lande Kanaan ein Heide, Namens Offerus; der war eines überaus großen und starken Leibes, und eines kühnen und lustigen Gemüthes; daher er seine Freude daran hatte, gewaltige Abenteuer aufzusuchen an allen Orten und Enden. Und er zog anfangs umher in Wüsten und Wäldern, und säuberte das Land von Drachen und andern schädlichen Ungeheuern. Dann, wo er einen Räuber traf, den erschlug er, und, wer ihm keck entgegen trat, den warf er zu Boden. Zuletzt, nachdem er keinen Widerstand mehr gefunden im ganzen Lande, ließ er sich als König ausrufen, und Alle kamen herbey und beugten sich vor ihm und empfingen seine Befehle. Es dauerte aber nicht lange Zeit, so wurde er des Regiments überdrüßig, und derer, die er regieren sollte; denn die Ehre, die sie ihm gaben, war erheuchelt, und die Furcht, die sie vor ihm hatten, war knechtisch, und für die Gnade,

die er erwies, erhielt er Undank, und für die Gerechtigkeit, die er übte, Fluch. Das erfuhr er; und er lernte das Gezücht verachten, das ihn seinen Herrn nannte; und der Weihrauch, den sie ihm spendeten, und die Opfergaben, die sie ihm brachten, ekelten ihn an; und er erkannte die Nichtigkeit aller Herrschaft. Da dachte er bey sich, es sey ehrsamer, einem großen Herrn getreulich zu dienen, als über ein verächtliches Geschlecht zu herrschen. Und er verließ das Land zur Stunde, und er beschloß, den größten Herrn der Welt aufzusuchen und ihm fortan zu Diensten zu seyn.

Zweytes Kapitel.

Im fernen Mohrenland herrschte zu denselben Zeiten ein Kaiser, von dessen Macht und Reichthum der Ruf in alle Ende der Welt ausgegangen. Zu diesem begab sich der Riese, und both ihm seine Dienste an. Der Kaiser sah den Gesellen gern bey sich, und er sagte: Willt du mir dienen, so theile ich mein Reich zwischen mir und dir, und du sollt mir seyn, gleich einem Bruder. Er gedachte aber sogleich, seinen Muth und seine Treue auf die Probe zu stellen. Es regierten an den Grenzen seines Reichs drey Königlein, die sich seiner Herrschaft nicht unterwerfen wollten, sondern sie saßen auf ihren hohen Burgen, wohlverwahrt, und trotzten den Kriegsschaaren, welche der

Kaiser gegen sie entsendet. Deren Burgen sollte er brechen, und sie selbst gefangen nehmen. Das that der Riese in wenigen Wochen, und er führte die Könige gefangen seinem Herrn zu. Hierauf befahl ihm der Kaiser, er sollte deren Burgen abtragen, und einen großen Thurm erbauen aus dem Gesteine. Und er vollendete das Werk in wenig Wochen. Endlich befahl er ihm, den einen König mit den Eingeweiden des andern zu erdrosseln, und den dritten in den Thurm zu sperren, daß er da sich selbst verzehre, und verhungere. Der Riese entsetzte sich ob dem Befehl; aber, da er dem Kaiser Treue zugeschworen in Allem, so vollbrachte er's, wie ihm befohlen. Und als das letzte Röcheln des Sterbenden im Hungerthurm vernommen wurde, da ließ der Kaiser ein großes Gastmahl bereiten in seinem Pallaste, und der Riese bediente ihn, wie immer. Und, sieh! unter den Gästen erschien einer von fremder, grauerlicher Gestalt; der setzte sich unten an den Tisch, und heftete den Basiliskenblick auf den Kaiser, und ließ nicht mehr von ihm ab. Der Kaiser erblaßte bey seinem Anblick, und zitterte, und er wollte fort, und konnte doch nicht; er sah sich um nach seinem treuen Diener, und rief in voller Herzensangst: Schütze mich vor dem da unten! — Im nämlichen Augenblicke aber erhob sich die Gestalt, und wie eine Riesenschlange sich entfaltend, beugte sie sich über die Tafel hin, und packte den Tyrannen, daß

ihm die Knochen im Leibe zerbrachen, und das schwarze Blut aus seinem Munde strömte. Der Pallast aber borst die Mitte durch, und stürzte zusammen in Trümmer.

Drittes Kapitel.

Offerus allein war dem Verderben entronnen; und wie er da stand auf dem gräulichen Schutte, und bey sich reuig bedachte, daß er dem Unrecht gedient habe und der Gewaltthat, da beschloß er den furchtbaren Rächer aufzusuchen, und ihm zu dienen als dem größten Herrn der Welt. Indem er den Gedanken hatte, stand der Teufel vor ihm da, und er sagte: Willt du mir dienen, so theile ich mit dir alle Schätze der Welt; und du sollt mir seyn, wie ein Freund. Der Geselle aber war ihm ganz willkommen bey seiner Einfalt und Ehrlichkeit. Denn seine Herrschaft war, seit der HERR erschienen, zerstört, und er vermochte Menschen nur durch Menschen verderben, die sich ihm ergäben. Es geschah aber um dieselbe Zeit, daß die erste Kapelle errichtet werden sollte zum Dienste des wahren Gottes. Das fromme Werk suchte nun der Teufel auf alle mögliche Weise zu hindern: allein er selbst konnte nicht Hand anlegen zur Zerstörung der Mauer; denn es wehrte ihm ein guter Geist, der ihm dräuend gegenüberstand. Da befahl er dem Heiden, das Werk zu hindern. Dieser war flugs zur

Hand; und er trug in der Nacht ab, was die Arbeiter bey Tage erbaut. Endlich muthmaßte der fromme Bischof, auf dessen Geheiß die Kapelle erbaut werden sollte, daß die Arglist des bösen Feindes dahinterstecke. Und er sprach die Weihe aus über das Gebäude; und von der Zeit an, so viel sich auch der Heide abmühte, dem Werke Einhalt zu thun, hatte es immer mehr Fortgang, und kam, dem Teufel zum Trutz, zur Vollendung. Nun dachte der böse Feind daran, wenigstens die Leute zu verführen, die zur Kapelle wahlfahrteten; und er befahl dem Heiden, neben der Kirche ein Häuslein zu bauen zu weltlichen Vergnügungen. Das geschah; und die Leute sprachen häufig zu, und ergötzten sich bei Soff und Fraß, bei Tanz und Spiel; und der Teufel hatte eben so viel Einkehr, als unser Herrgott. Der war ihm aber doch immer zuwider als Nachbar; und er sagte eines Tages zum Heiden: »Geh in die Kapelle, insgeheim, und raube das Bild, das drinnen ausgestellt ist zur Verehrung, und verbrenne es.« Der Heide gieng in die Kapelle, worin das Bild unsers Herrn, wie er am Kreuze hing, aufgestellt war. Wie er aber Hand anlegen wollte, siehe! da zuckte ein Blitz herab, daß der Heide betäubt zu Boden fiel. Es ergriff aber die Flamme die Herberg und verzehrte sie, sammt denen, die darinnen waren.

Viertes Kapitel.

Als Offerus aus seiner Betäubung erwachte, stand vor ihm der fromme Bischof, und sagte: Unglückseliger! wie hast du es wagen können, dich zu vergreifen an dem Herrn des Himmels und der Erde? Offerus bath den Greis: Sage mir, wo ich ihn treffe, daß ich ihm dienen möge mein Lebelang. Der fromme Bischof sagte: »Er ist nahe allen denen, die ihn suchen. Und wer ihm dienet in Einfalt und Treue, dem thut er das Reich seiner Gnaden auf, und der ist ihm fortan, wie ein Sohn.« Und der Heid schlug an seine Brust und beichtete, sagend: »Ach, ich habe schwer gesündigt an dem Herrn; ich bin nicht würdig, daß er mich aufnehme zu seinem Sohn.« Der fromme Bischof aber sagte: „Thue Buße, um des Heiles würdig zu werden.« Und er fuhr fort, ihn weiter zu belehren, und sagte: »Siehe, du hast dich dreyfach versündigt an dem Herrn: so mußt du denn auch dreyfach dafür büßen voll Ergebung. Und zwar erstlich, weil du dich freventlich aufgeworfen hast zum alleinigen Herrn, so ist vonnöthen, daß du von Stund an demüthig seyest von Herzen, und dich als den geringsten unter den Menschen achtest. Sodann, weil du dem Gewaltigen geholfen, Gewaltthat zu üben; so geziemt es sich, daß du von Stund an mildthätig seyest gegen Jedermann, und deßhalb weder Ehre noch Lohn verlangest. Endlich da du der Arglist

beygestanden, um die Kirche zu zerstören und das Reich Gottes; wohlan! so sey denn fortan gottesfürchtig, und fördere auch andere Menschen zu seinem Dienste. Darum, so geh denn hin, und baue dir am Strom eine Hütte; und, wenn Pilger von dannen kommen, um zur Kapelle zu wallen, so mach dich auf, in Gottes Namen, und trage sie durch die Fluthen. Allda harre des Herrn, bis er kommet, in Gebeth und in Arbeit.

Fünftes Kapitel.

Offerus that, wie ihm der fromme Bischof befohlen. Er trug die Pilger, welche zu und von der Kapelle wallten, durch den Strom, und, um sich gegen die Fluth zu stemmen, und den Grund zu erforschen, bediente er sich eines verdorrten Fichtenstammes; und er harrte des Herrn, bis daß er käme, in Arbeit und Gebeth. So verging ein Jahr. Da besuchte ihn der fromme Bischof, um zu sehen, ob er seinem Herrn treu anhänge, und beharrlich sey in dessen Dienst. Offerus aber klagte: wie daß er vergebens sich sehne, das Antlitz seines Herrn zu schauen, dem er diene. Der fromme Bischof ermahnte ihn zur Langmuth, und sagte ihm das Wort: »Selig, die da glauben, und nicht sehen.« — Nach einem Jahre besuchte er ihn wieder, um zu sehen, wie er seines Berufes pflege zum Besten der Menschen. Offerus aber

klagte: wie daß er sich vergebens so viel bemühe, und keines Lohnes gewärtig seyn könne von seinem Herrn, dem er diene. Der fromme Bischof sprach ihm Muth ein, und er sagte ihm das Wort: »Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Bamherzigkeit erlangen!« Und nach einem Jahre besuchte er ihn wieder, um zu sehen, ob er nicht in Unmuth erliege, sondern in Geduld ausharre. Offerus aber klagte: Ach, schon drey lange Jahre habe ich gebethet und gearbeitet, und noch ist mir kein Wort des Trostes zugekommen von meinem Herrn, dem ich diene. Da sprach ihm der fromme Bischof Trost zu, und er sagte ihm das Wort: »Selig sind, die da trauern, denn sie werden getröstet werden.« Diese drey Worte bewahrte Offerus in seinem Herzen, und von Stund an klagte er nicht mehr, sondern harrte geduldig und getreulich in Arbeit und Gebeth der Zukunft des Herrn.

Sechstes Kapitel.

Mitten in einer Nacht däuchte es ihm, als höre er von jenseits dem Ufer rufen: »Offere! wach auf! hol über!« Es klang aber, wie die Stimme eines Kindes. Und er wollte schier daran zweifeln, ob Jemand seines Dienstes bedürfe; aber da gedachte er des Wortes, welches der Bischof gesprochen, und voll des Glaubens stand er auf, und schritt durch den Strom, um den Pilger zu holen. Es war aber ein

Knäblein, das ihn bath, er möchte es hinüber tragen. Er wollte schier dem kleinen Pilger, der so zur Unzeit gekommen, den Dienst versagen; da gedachte er jedoch des Wortes, welches der Bischof gesprochen; und voll der Liebe setzte er das Kindlein auf seine Schulter und trat den Rückweg an. Aber das Kindlein wurde immer schwerer; es lastete zuletzt auf ihm, wie eine Welt; und der Strom wurde immer tobender, daß er keinen sichern Tritt mehr machen konnte; und die Nacht wurde immer dunkler; und ach, die Leuchte von jenseits war erloschen, und, er sah kein Ziel mehr vor sich, und nirgends keine Hülfe. Da wollte er schier verzagen; aber er gedachte des Wortes, das der fromme Bischof zu ihm gesprochen; und voll der Hoffnung schritt er vorwärts, gebeugt unter der Last, trotz der Gewalt der Fluthen und den Schrecken der Nacht. Und er erreichte endlich müde das Ufer, und setzte das Kindlein ab. Sieh! da erhob sich vor ihm eine wundergroße und wunderliebliche Lichtgestalt; ihr Antlitz leuchtete wie die Sonne, und ein Sternenkranz umfloß ihr Haupt, und in der Rechten trug sie eine Kugel mit einem Kreuze. Und der HERR sagte: »Selig, daß du geglaubt, geliebt und gehofft hast, reines Herzens: denn du wirst Gott schauen. Siehe, Offere, du hast Christum, den Herrn der Welt, getragen. Darum sollst du fortan Christophorus heißen.“ Und der Herr taufte

ihn zur Stunde. Darauf sagte er: »Weil du denn als so ein treuer Diener befunden worden bist, so soll dir auch der Lohn nicht entstehen, der da versprochen ist denen, die ausharren. Und zum Zeichen, daß ich mein Wort halte, der Getreue: siehe! da stecke ich diesen verdorrten Stamm in die Erde, und, wenn er grünet und blüht, so ist die Stunde da, wo ich dich aufnehme in mein Reich.« Und so geschah es denn auch. Denn so wie der erste Strahl in Osten erschien, so beleuchtete er den Wunderstamm, der grünte und blühte. Und Christophorus, voll freudigen Dankes, bethete: »Nun entlässest du deinen Diener im Frieden.« Und alsobald trugen die Engel seine Seele in den Himmel.

II. Allerley erbauliche und ergötzliche Historien.

1. Der Einsiedler und die Weltleute.

Ein frommer Einsiedler lebte viele Jahre lang in der Wüste und verbrachte die lange Zeit mit Wachen, Bethen und Fasten. Eines Tages wollte er von Gott wissen, ob irgend ein Mensch weiter gekommen sey, als er, in der Vollkommenheit. Und er vernahm eine Stimme, die sagte ihm: In dem nächsten Dorfe wohne ein armer Taglöhner, der weiter sey. Er ging also in das Dorf, und fragte den Taglöhner: was ihn also fromm mache vor Gott? Der Taglöhner antwortete: Er wisse nichts, als daß er in Gottes Nahmen täglich früh aufstehe und spät sich niederlege, und den ganzen Tag arbeite, und sich und die Seinigen redlich ernähre. Da ging der Einsiedler wieder in die Wüste, und lebte noch strenger, als vorher. Und eines Tags fragte er wiederum Gott, ob irgend ein Mensch vollkommener sey, als er. Da vernahm er abermahl eine Stimme, die sagte ihm: in der nächsten Stadt wohne ein reicher Kaufmann, der frömmer sey, als er. Er ging also in die Stadt, und fragte den Kaufmann: was

ihn also fromm mache vor Gott? Der Kaufmann sagte: er wisse nichts; er erwerbe und genieße, was er dürfe, mit Dank gegen Gott, und lasse keinen Armen leer weggehen von seiner Thür. Der Einsiedler ging wieder in die Wüste zurück, und verharrte noch mehr, als je, im Bethen, Wachen und Fasten. Und darauf fragte er abermal Gott, ob je einer vollkommener sey, als er. Da sagte ihm die Stimme: In dem Pallaste, gen Osten zu gelegen, lebe eine vornehme Frau, die sey noch frömmer, als er. Er ging nach dem Pallaste, und fragte die Frau: wodurch sie also fromm sey, daß sie Gott gefalle vor allen. Sie sagte: es sey ihr nichts Verdienstliches bewußt, als daß sie, mitten in ihrem Wohlleben, geduldig sey, und die Launen ihres Herrn und den Undank und Ungehorsam ihrer Diener um Gotteswillen ertrage. Also gieng der Einsiedler wieder in die Wüste zurück, und er bedachte bey sich, daß man in jeglichem Stande fromm leben könne; und daß kein Werk verdienstlich sey um seiner selbst willen, sondern allein um Gott.

---

2. Dreymaliges Lächeln.

In dem Leben der Altväter ist zu lesen von einem Abt: Als derselbe schon des Todes verblichen zu seyn schien, da, nach einer langen Ohnmacht, öffnete

er die Augen, und lächelte. Alsdann verfiel er wieder in Todesschlaf, und erwachte abermal und lächelte. Dasselbe geschah zum dritten Male, und er lächelte wiederum. Die Brüder, die um ihn her standen, fragten ihn hierauf: warum er, da er auf dem Todbette liege, also fröhlich sich gezeigt habe. Der Altvater antwortete: Das erste Mal habe ich gelächelt über die Thorheit der Menschen, welche den Tod fürchten, der da doch nur ist ein Erlöser von allen Uebeln dieser Welt. Das andere Mal habe ich gelächelt über die Thorheit der Menschen, welche sich nicht fürchten vor den Gerichten Gottes, die hereinbrechen über den Sünder, der unbußfertig von hinnen scheidet. Das dritte Mal habe ich gelächelt über die Thorheit der Menschen, welche verzweifeln an der Gnade Gottes, dessen Barmherzigkeit ohne Ende ist. Als er diese Worte gesprochen, entschlief er zum letzten Mal, seliglich in dem Herrn.

---

3. Von des Todes Bothen.

In einem alten Buche wird erzählt: es habe eines Tages ein gewaltiger Riese den Tod im Kampf bestanden, ihn nieder geschlagen und ganz ohnmächtig und kraftlos liegen lassen. Ein Jüngling, der des Wegs vorbey ging, sah ihn, und aus Erbarmniß labte er ihn, so, daß er seine vorige Stärke wiederum be-

kam. Zur Wiedervergeltung dieser Gutthat versprach der Tod dem Jüngling: „weil es von Gott und der Natur also versehen sey, daß alle Menschen sterben müßten, und er ihn deßwegen nicht verschonen könnte, so wollte er ihm doch sein Ende zeitlich genug zuvor durch Bothschaft verkündigen lassen." Wegen dieser Zusage wurde das Gemüth des Jünglings in Sicherheit stolz, und er fraß und soff nnd schlemmte ein und alle Tag. Die Folge war, daß ihn jetzt dieses, dann jenes Gebrechen plagte. Bald als er nach vielen Siechtagen wieder in Freuden lebte, kam der Tod unerwartet, und verkündete ihm, daß die Stunde seines Abschiedes von dieser Erde nun vorhanden sey. Der Jüngling war über diese Bothschaft aufgebracht; er beschuldigte den Tod des Betrugs und der Hinterlist, da er sein Versprechen nicht gehalten, und ihm keinen Anzeiger geschickt habe. Der Tod antwortete: O schweig! du hast wahrlich Anzeiger von mir erhalten. Vor etlichen Jahren plagte dich ein starkes Fieber; bald hernach überkam dich Schwindel; darauf erlittest du an der Brust Husten und Keuchen, und im Magen und Gedärm große Schmerzen. Sind das nicht Bothen genug? Und ohne das hätte dich ja mein Bruder, der Schlaf, täglich daran erinnert, daß du des Todes gewärtig seyn sollest. Und also nahm ihn der Tod von hinnen.

4. Die drey Bettler.

In einem alten Buche steht folgende Geschichte geschrieben: Es kamen auf eine Zeit drey Bettler in den Himmel, und Gott sprach: Einem will ich viel, dem andern wenig, dem dritten nichts geben, um zu sehen, ob mir der erste danken, der zweyte sich vergnügen, und dritte mich fleißiger bitten werde. Was geschah? Der erste vergaß der Wohlthat und des Dankes, der andere murrte, und gingen also beide davon. Der dritte blieb vor der Thür sitzen, und sprach: Herr, erbarme dich meiner! Da befahl Gott, man sollte die zwey Bettler zurückbringen, und was er ihnen Beiden gegeben, diesem allein einhändigen. — Merk: diese Bettler sind wir Menschen alle. Wer unter uns viel hat, der denkt nur an sich selbst; wer aber wenig hat, der beneidet andere; wer aber nichts hat, wie der Arme, der allein denkt an Gott. Den Gottlosen wird daher in ihrem Tod ihr Gut genommen werden, und dem Frommen gegeben in einer bessern Welt.

---

5. Heilsame Betrachtung irdischer Dinge.

Ein Mann, der in grossem Reichthum, in Wohlleben und Müßiggang gelebt hatte, verlor all sein Gut, und wurde darob ganz mißmuthig. Um sich zu zerstreuen und zu erhohlen, verließ er die

Stadt, und ging so auf das Land. Er kam zuerst n ein Dorf; da sah er einen Bauer, der in seiner Scheune mit einer Schaufel das Getreide umwendete. Den fragte er, warum er das thue? Der Bauer antwortete: damit das Getreide nicht Schaden leide, und in Fäulniß übergehe. Darauf kam er auf das Feld, und sah einen Bauer, der pflügte. Den fragte er auch: warum er das thue. Der Bauer antwortete: damit das Erdreich locker werde, und Regen und Sonnenschein aufnehmen könne. Er ging weiter, und kam in einen Weingarten; da sah er einen Bauer, der die Reben beschnitt. Er fragte ihn gleichfalls, warum er das thue? der Bauer antwortete: er beschneide die Reben, damit sie viele und gute Früchte tragen. — Da ging der Mißmuthige in sich, und sagte: warum ängstet sich meine Seele so hart? Ich bin der Weizen, der geworfelt werden muß, damit er nicht faule. Ich bin das Erdreich, das aufgerissen wird, damit es Segen empfangen könne vom Himmel. Ich bin die Rebe, die beschnitten werden muß, damit sie gute Frucht trage für die Ewigkeit. — Demüthig trug er fortan sein Ungemach, als eine Züchtigung des Himmels.

6. Der dankbare Adler.

Vor langen Zeiten und in fernen Landen ist es eines Tags geschehen, daß zur Aerntezeit etliche Schnit=

ter den jüngsten ihrer Gesellen fortschickten, um von der nächsten Quelle Wasser zu holen. Indem dieser nun schöpfen wollte, bemerkte er nahe bey, wie daß ein Adler, von einer Schlange umstrickt, um sein Leben kämpfe. Alsobald eilte der Geselle herzu, und erschlug die Schlange, daß der Adler befreyet wurde. Darauf ging er zu den Gesellen zurück, die alle, der Reihe nach, aus dem Kruge tranken in vollen Zügen. Zuletzt, als auch er daraus trinken, und seinen Durst löschen wollte: siehe, da senkte sich flugs der Adler herab, und zerschlug den Krug mit den Fittigen, daß er in Trümmer ging. Schon wollte der Geselle dem undankbaren Adler fluchen: als er in demselben Augenblicke bemerkte, wie die andern um ihn her in heftige Zuckungen geriethen, und bald darauf eines elendiglichen Todes starben. Nun errieth er, daß das Quellwasser von der Schlange vergiftet gewesen, und daß er durch den dankbaren Adler am Leben erhalten worden sey. —

Es mag dieß nun eine Geschichte oder ein Gedicht seyn, so kann man doch daraus lernen, wie wunderlich die göttliche Vorsehung mit dem Menschen spiele, und daß oft dasjenige, was ihm zum Schaden zu seyn scheint, in der That zu seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit diene.

7. Triumph der Religion.

Im Jahre 1812, als die Franzosen und ihre Verbündeten sich aus Rußland zurückgezogen bey der grimmigsten Kälte und in höchstem Elende, unter immerwährenden Kämpfen: da lag ein deutscher Offizier, der den Feldzug mitgemacht hatte, in einem Gasthofe zu Warschau am Fenster, und betrachtete von da aus die Menschen, die unter ihm sich hin und her bewegten, treibend und drängend, wie Ameisen; und, obgleich wohlbehalten und gerettet, so fühlte er doch Mißmuth über sein ganzes Inneres ausgebreitet, und es lastete auf seiner Seele, schwer und schwarz, wie eine ausgebrannte Welt. Denn er hatte ja den unendlichen Jammer selbst mit angesehen, und das Verderben, das eine halbe Million Menschen zu Grunde gerichtet. Doch nicht die Schlachten, die geschlagen worden, nicht die Seuchen, nicht Hunger, Elend und Tod waren es, die sein Herz so tief verwundet, sondern die gräßlichen Gestalten entarteter Menschen, die ohne Theilnahme für das fremde Leiden den Mitbruder hindarben, verschmachten sahen, und, nur auf eigene Rettung bedacht, gleich geschreckten Thieren, fort und fort flohen vor dem sie verfolgenden Feinde. So war denn selbst aller Glaube an die Menschlichkeit der Menschen aus seinem Herzen gewichen, und er sah in ihrem Thun und Trei-

ben nichts als ein Haschen nach schnödem Vortheil, ein Wagen um eitlen Ruhm, nichts als Selbstsucht, Gemeinheit und Grausamkeit — und er fand in seinem Innern den Gott seiner Jugend selbst nicht mehr in dem Schöpfer dieses Menschengezüchtes; und so stand er trostlos, in kalter Verzweiflung, ohne Achtung für Andere, ohne Hoffnung für sich selbst, in das bunte, eitle Gewühl hinabschauend.

Da sah er von Ungefähr einen kleinen, gemeinen Wagen vorbeyfahren, von einer Menge aus dem Pöbel begleitet. Es lag auf Stroh, und mit einer Blahe bedeckt, ein Mensch droben; zu seinen Füßen saß eine Person, die er, wegen ihrer seltsamen Kleidung, und in dieser Umgebung nicht zu deuten wußte. Eben trat der Bediente ein. »Was giebt's da unten?“ fragte der Offizier, mehr aus Neugierde als aus Theilnahme. Der Bediente antwortete: „da haben sie draussen, eine Stunde von hier, in einem Straßengraben einen halb erfrornen Juden gefunden; und nun führt ihn eine graue Schwester in ihr Kloster, um ihn dort zu heilen, wenn's möglich. Das ist alles!»

Eine innere Unruhe trieb den Offizier fort auf die Straße hinab; er folgte unwillkührlich der Menge; er trat näher zum Wagen, er schaute hinauf zur grauen Schwester, die unverrückten Blickes auf den erstarrten Juden, wie auf ihren Pflegesohn, sah; er trat mit in das Kloster, in die Säle der Kranken und Sterbenden.

Und nun betrachtete er die emsige Pflege der frommen Schwestern, wie sie die Kranken, ohne Unterschied des Standes und der Religion, mit gleicher Liebe besorgten; und er bedachte bey sich das große Opfer, das diese Mädchen gebracht, Familie, Vermögen, Freyheit, alle Freuden des Lebens, um den verlassensten, ärmsten unter den Menschen, ihren Brüdern in Christo, zu Hülfe zu seyn, Tag und Nacht, ihr ganzes Leben lang; und daß sie für alles das gar keines irdischen Ersatzes gewärtig seyn könnten, ja für die treueste Sorgfalt die Bitterkeit mißlungener That erfuhren und oft die noch größere des mißkennenden Undankes.

Er war geheilt. Das Bild dieser uneigennützigen Aufopferung, dieser gänzlichen Selbstverläugnung, dieses heiligen Berufs in stiller Einsamkeit zum Besten der leidenden Menschheit, und allein um Gotteswillen: dieses zarte, fromme Bild verwischte mit einem Male das furchtbare Gemälde jener Tausende von erstarrenden Herzen, ohne warme Theilnahme und thätige Hülfe, auf den öden, weiten Eisfeldern des Todes. Er glaubte wieder an den Menschen — an seine Würde, sein Mitgefühl, an sein Vermögen, Großes, Edles, Heiliges zu wollen — und an einen Gott, der ihm diesen höheren Trieb eingepflanzt und jede seiner guten Thaten belohnen wird.

In diesen frommen und frohen Betrachtungen versenkt kam er zurück in seinen Gasthof. Er sah nochmal im Geiste den erstarrten Juden vorbeyfahren, und die christliche Schwester zu seinen Füßen sitzen, unverwandten Blickes auf ihn sehend, wie auf ihren Pflegesohn, den ihr Gott gesandt; und eine Thräne wehmuthsvoller Freude trat in sein Auge, und er rief aus: Das ist der Triumph der Religion!

8. Conterfey des menschlichen Lebens.

Ein König hielt bey sich an seinem Hofe einen weisen Mann, Namens Abbas, auf daß er täglich sich seines Rathschlags bedienen, auch sonst Nützliches von ihm erlernen möchte. Eines Tages fragte er ihn: womit diese Welt nnd des Menschen Leben zu vergleichen wäre? Der Weise bat sich Zeit aus, um darüber nachzudenken; anfangs einen Tag, dann drey, endlich sieben. Und als er wieder vor den König trat, sagte er: Nächst der Frage, was Gott sey, gebe es keine schwerere zu beantworten; je mehr er darüber nachdenke, desto weniger erfahre er's. Er bat daher den König um Urlaub, daß er andere Weise aufsuchen, und sie darüber befragen könne.

Abbas kam zuerst in eine ferne, große Stadt, wo, wie er gehört, sich ein anderer weiser Mann aufhielt. Als er ihn gefunden, — er wohnte aber in ei-

nem prächtigen Pallaste, und war eines Königs Haus- und Tisch-Freund, und lebte selbst, wie ein Fürst, — da legte er ihm seine Frage vor. Der sagte: Die Welt ist zu vergleichen einem großen, prächtigen Saale, wo allzeit offene Tafel gehalten wird. Da mag sich denn jeder, wer will, hinsetzen, und es leuchten ihm die Himmelsgestirne, und es musiciren ihm die Vögel, und es duften ihm wohlriechende Blumen; und der Tisch ist gedeckt mit den mannigfaltigsten Speisen jeder Art, und der Wein erfreuet sein Herz, und Alles lädt ihn ein zum Sinnengenuß; und Gäste sitzen allweg daran, zu angenehmer Unterhaltung, und Mägdlein führen lustige Reihen auf; und — wenn man nun das eine gute Weile getrieben, und endlich des Spieles und des Genusses satt geworden, nun, so steht man auf, und legt sich nieder zur Ruhe.

Als Abbas das gehört, schied er traurig von dannen; denn er dachte bey sich: es sey dieß kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt, in der es doch so viel des Jammers und des Elends gebe, ohn' End'. Und er ging fort, und begab sich in eine ferne Wüste, wo, wie er gehört, ein Einsiedler, ein frommer, weiser Mann wohnte. Als er ihn gefunden — er wohnte aber in einer Höhle, und war mit einem härenen Kleid angethan; und Wurzeln waren seine Speise, und Wasser sein Getränk — da brachte er seine Bitte vor. Der Einsiedler sagte: Das menschliche Leben ist

zu vergleichen einer Wüste, wodurch ein Mensch ging. Der sah sich plötzlich von vier wilden Thieren bedroht, die von vier Seiten auf ihn eindrangen. In der Angst seines Herzens floh er nach einem Brunnen, der in der Nähe war, und ergriff zwey Reislein eines Baumes, der daneben stand, und seinen Fuß setzte er auf einen walzenden Stein. Und wie er nach unten sah, bemerkte er einen gräulichen Drachen im Grund des Brunnens; und an dem Reislein des Baumes sah er zwey Mäuse nagen, eine weiße und eine schwarze. Und da er nun so in großen Aengsten war, und nicht wußte, wann sein Ende da wäre, da sah er neben sich zwischen zwey Steinen ein wenig Honigseims; davon leckte er mit seiner Zunge, und durch Empfindung der kleinen Süßigkeit vergaß er, sich selber vorzusehen, wie er von seiner Angst erledigt werden möchte, bis er fiel und verdarb. — Der alte Einsiedler fuhr fort zu reden: Ich vergleiche den Brunnen dieser Welt. Die vier Thiere sind die vier Elemente, von denen alle Menschen zum Tode gefordert werden. Die zwey Reiser sind das Leben des Menschen. Die weiße Maus bedeutet den Tag, die schwarze die Nacht, die stets das Leben des Menschen abnagen. Durch den Drachen ist das Grab des Menschen bedeutet, das seiner alle Stund wartet. Das wenig Honigseim ist die vergängliche Wollust dieser Welt, durch die sich mancher Mensch in ewige Unruhe versenkt.

Als das Abbas gehört, ging er abermal traurig von dannen; denn er wußte wohl, daß auch dies kein rechtes, vollkommenes Bild von der Welt sey, in der es ja doch so viel Freudigkeit, und Gutthaten die Fülle gebe. Und er ging weiter, und suchte Land auf Land ab nach einem andern Weisen, von dem er die rechte Antwort erhalten möchte. Eines Tags begegnete ihm ein Mann, der sich zu ihm gesellte. Da er aus seinen Reden viel Kluges vernahm, — er trug aber ein zerlumptes Kleid und ging barfuß, doch war er eines heitern, aufgeräumten Sinnes, und sein Bettelranzen war vollgestopft von Speisen und andern köstlichen Dingen, — da fragte er ihn, auf gut Glück: ob er ihm wohl nicht sagen könne, womit die Welt am besten zu vergleichen wäre. Der Bettler sagte: Höre folgende Geschichte an: Ein stummer Mann bath einen Blinden, wenn er einmal einen Harfenisten sähe, so möchte er ihm doch denselben weisen, damit jener seinen trübsinnigen Sohn mit Musik aufmuntern möchte. Der Blinde sagte: ich habe unlängst einen solchen stattlichen Musikanten gesehen, ich werde gleich meinen krummen Buben, der nicht gehen kann, nach ihm schicken, daß er ihn herhole. Der Bub fand den Harfenisten auch, der aber ohne Hände war; jedoch ließ er sich überreden, daß er den Melancholischen lustig mache durch stille Musik. Da schaute nun der Blinde mit Verwunderung zu, der Stumme

lobte den Spielmann über alle Masten, der Krumme tanzte herum mit dem größten Vergnügen. Wie das nun im Hause bald lautmährig geworden, so kam auch ein Narr dazu, dem diese Posse so wohl gefiel, daß er in lauten Jubel ausbrach. Während dem ging eben die Weisheit bey dem Hause vorbey, und guckte zum Fenster hinein, und, wie sie das Spektakel sah, sagte sie mit ernsthaften Worten: Seht da den wahren Entwurf der kindischen, närrischen und abgeschmackten Welt.

Abbas hörte das mit noch traurigerm Sinne; er wußte ja selbst wohl, daß, wenn auch viel Thorheit und Lüge mitunter laufe im Leben, doch tiefer Ernst drin sey, und heilige Wahrheit. Und er verließ den Bettler, und richtete seinen Weg nun heimwärts, Gott bittend, daß er ihm doch noch offenbaren möchte des Lebens Geheimniß.

Als er nun vor den König trat, freudigen Muthes, da berichtete er ihm, was er von den andern Weisen erfahren; und der König fühlte mit ihm, daß das alles nicht das Rechte sey. Und nun, fragte der König, was hältst du davon? Abbas antwortete: Herr, laß dir vor allem erzählen, wie es mir selbst ergangen auf der Reise. Ich habe sie angetreten, wie du weißt, auf dein Geheiß, und deine Gnade ernährte und begleitete mich. Was ich während der Zeit Gutes oder Uebles erfahren, davon schweige ich; weder

das Eine, noch das Andere ist in Vergleich zu stellen mit dem Wohlgefallen, womit du deinen Diener belohnest. Darum gedachte ich nur, deinem Willen nachzukommen, daß ich die Wahrheit suche unter den Menschen, und dann heimkehre zu dir, um dir Rechenschaft zu geben von meiner Bemühung. Urtheile nun selbst, ob ich deiner Gnade würdig sey oder nicht.

Der König schwieg, und reichte ihm die Rechte zum Zeichen seiner Gnade.

Abbas fuhr fort, gerührt, und sagte: Also dachte ich bei mir selbst, als ich deinen Pallast von Ferne erblickte, und mein Herz traurig ward, daß ich zu dir kommen sollte ohne einiges Verdienst. Und sieh! da fiel es mir, wie Schuppen, von den Augen, und ich sah nun, daß des Menschen Leben selbst nur so eine Reise sey, eine Wanderung durch die Welt, zu thun den Willen des Herrn aller Herren.

Da umarmte ihn der König, und er steckte ihm einen kostbaren Ring an den Finger, und er sagte: Du sollst fortan mir seyn, wie ein Vater.

---

9. Ein braver Hausvater.

Das Einnehmen im Hauswesen ist freylich schwer, aber nicht minder schwer das Ausgeben; denn wer zu wenig ausgibt, ist ein Geizhals, und wer zu viel, ein Verschwender. Zwischen inne liegt die wahre Sparsamkeit und die rechte Wohlthätigktit.

Der Bauer auf dem Rechen hatte nichts Uebriges, aber er wußte damit umzugehen als ein braver Hausvater. »Ich habe alle Tage drey Brode, sagte er; das eine behalte ich für mich, das andere bezahle ich zurück, das dritte leihe ich aus.“ Das verstand er aber so, wie er sagte: das erste behalte ich zu meinem eigenen nöthigen Unterhalt; das andere gebe ich meinem Vater wieder, zum Dank, daß er mich auferzogen hat; das dritte leihe ich meinem Sohne, in der Hoffnung, daß er mir in meinem Alter Unterhalt geben soll. In einigen Jahren brachte er's durch Fleiß und Glück dahin, daß er täglich noch ein viertes Brod gewann, und das schenkte er weg an die Armen um ein „Vergelt's Gott!“

10. Weise Sparsamkeit.

Es kamen eines Tages in ein Dorf zwey Männer, welche freywillige Beyträge einsammelten zur Erbauung einer Kirche. Unter andern sprachen sie bey einem reichen Bauer ein. Sie trafen ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er's dem Knechte ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht am Pfluge unter freyem Himmel gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. Da dachten sie bey sich: Hier werden wir wohl leer ausgehen; denn der Mann ist

geitzig. Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und, nachdem er sie höflich in sein Haus eingeladen und eingeführt, brachten sie ihm ihr Anliegen vor. Wie groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk von Geld gab, so viel, wie sie im ganzen Dorfe, bey allen Bauern zusammen, nicht erhalten hatten.

Darüber verwunderten sie sich, und sie sagten es unverhohlen, daß, und warum sie nichts erwartet hätten. Der Landmann sagte: Wer den Pfenning nicht achtet, der wird keines Gulden Herr; und wer im Kleinen sparsam ist, der kann im Großen freygebig seyn.

---

11. Ehrlich währt am längsten.

Ein armer Handwerksbursche kam spät Abends, ganz müde von seiner Reise, in eine abgelegene Mühle, und wollte dort um ein Abendbrod bitten und um ein freundliches Nachtquartier. Als er in die Stube trat, fand er Niemanden darinnen. Er sah sich um, und gewahrte auf dem Tische eine Summe Geldes, welche vermuthlich der Müller so eben eingenommen hatte. Er sah und hörte keinen Menschen; die Mühle war im vollen Gange, und klapperte; er konnte gehen, wie er gekommen war, ohne daß er von Jemanden gesehen worden wäre. Da flüsterte ihm der böse

Geist zu: „Lang zu! wenn das Eisen glüht, muß man es schmieden!" Aber kaum hatte er's gedacht, als ihn sein guter Engel warnte: „Laß es seyn! Unrecht Gut thut nimmer gut!" Und es durchfuhr ihn plötzlich ein Schauder, und es quälte ihn eine Angst, als wenn er die That wirklich schon begangen hätte.

Er konnte nimmer in der Stube bleiben; er machte sich auf und davon, und lief im Dunkeln, die Straße entlang, fort, bis er endlich, ganz ermattet und ermüdet, auf einem kleinen Hügel neben dem Wege niedersank und entschlief. Des andern Morgens, als er erwachte und die Augen aufschlug, was sah er? Er hatte unter einem Galgen geschlafen. Sein Erschrecken mag nicht klein, als er der gestrigen Versuchung gedachte; aber größer noch war sein Dank gegen Gott, der ihn aus der Versuchung gerettet hatte. Von diesem Tage an, sein ganzes Leben lang, stieg ihm nicht einmal mehr der Gedanke auf, nach fremdem Gute die Hand auszustrecken.

---

12. Ehliche Treue.

In der Stadt Sidon hatte ein Jude sein Weib zehn Jahr lang zur Ehe gehabt, und kein Kind mit ihr gezeugt; deßwegen ging er mit ihr zum Rabbi, und wollte sich von ihr scheiden lassen. Da sprach

der Rabbi: Weil ihr euren Ehestand in Freuden habt angefangen, mit Essen und Trinken, so müsset ihr euch auch wieder auf solche Weise trennen. Also gingen die Eheleute mit einander nach Hause, bereiteten ein köstlich Mahl, und waren fröhlich zum Valet. Der Mann aber sprach zu seiner Frau: Liebe Tochter, sieh dich im Hause wohl um; trage das beste Kleinod, das du findest, mit dir, und gehe heim zu deinem Vater. Die Frau schwieg; und da der Mann sich lustig erzeigte, und nach reichlich genossenem Wein einschlief, rief sie ihr Gesinde, und ließ den Mann mit sammt dem Bette, darin er lag, in des Vaters Haus schaffen. Als nun derselbe des Morgens aufwachte, sprach er: Meine liebe Tochter, wo bin ich? Sie gab zur Antwort: Bey meinem Vater. Je, wie komme ich denn hieher? fragte er weiter. Darauf sagte sie: Du hast mir gestern Abends befohlen, ich sollte das beste Kleinod, das du im Hause hättest, mitnehmen; nun aber weiß ich auf dieser Welt kein Kleinod, das ich lieber hätte, als dich. Diese Liebe und Treue rührte ihm das Herz dermaßen, daß er den Scheidebrief vergaß, und sie wiederum als seine Ehefrau mit sich nach Hause nahm.

---

13. Lassen wir's gut seyn.

Ein Mann war von jähzorniger Natur; und wenn er seinen bösen Tag hatte, so sagte er wohl:

„Weib, sey auf der Hut; es steht ein Donnerwetter am Himmel!“ Oder wenn's gar ein stürmisches Stündlein war, so sagte er: „Weib! jetzt geh, oder das Donnerweter!“ Das Weib, von sanftmüthiger Natur, war auf der Hut, und gab nach in solchen bösen Tagen und Stunden, und es lief meistens gut ab. Aber der Mann wurde darum um nichts besser. Da dachte sie darauf, wie sie ihn auf leichte Art von seinem Jähzorn heilen könnte; und das fing sie so an: Wenn der Mann sagte, es stehe ein Donnerwetter am Himmel, so stellte sie sich, als sey bey ihr auch ein trüber Tag; und wenn gar das Wetter bey ihrem Mann ausbrach, so hatte sie selbst zwey bis drey Regentage. Dabey ging und that sie zwar sanft und still, wie immer; aber es strählte keine Freude auf ihrer Stirn, und es wehte kein lieblich Wort aus ihrem Munde. Das merkte endlich doch der Mann, der, jene stürmische Augenblicke abgerechnet, von leutseliger und guter Art war.

Da sagte er einmal, und konnte es nicht verhalten: „du hast heut wiederum deinen trüben Tag!“ „Kanns anders seyn, antwortete das Weib, auf dein gestriges Donnerwetter?“ Der Mann schwieg beschämt; dann aber faßte er sich, und reichte ihr die Hand, und sagte: „Lassen wir's gut seyn, das Wetter!“ Und von der Zeit an, wenn ein Donner- und Regenwetter zu drohen schien, sagte bald der Mann,

bald die Frau: „Lassen wir's gut seyn!" Und es ward und blieb gut.

---

14. Von einer reichen Katze und einer frommen Nichte.

Folgende Geschichte hat sich zu Paris in Frankreich zugetragen im Jahre 1827. Da starb ein alter Lumpensammler, der hinterließ ein zerlumptes Bett, einige zerbrochene Geräthe, und eine ausgestopfte Katze. Diese war, nebst einer Nichte, um die er sich aber zeitlebens nicht bekümmerte, sein treuestes Wesen, so lange sie nämlich lebte, und, als sie gestorben, stellte er sie ausgestopft, auf den Himmel seiner Bettstatt. Die Nichte, obwohl sie nichts von dem geizigen Oheim zu hoffen hatte, ließ ihm doch die letzten Ehren erweisen, und dann nahm sie dessen Hinterlassenschaft, sammt der Katze, in Empfang. Die aber wog schwer; und als man sie näher untersuchte, sieh! da fielen Rollen von Gold heraus, und es mochten an die neun tausend Gulden betragen. So viel nämlich trägt in großen Städten der Handel mit Lumpen. Also erzählten öffentliche Zeitungen. Merk aber: so was geschieht nicht alle Jahre; und solche ausgestopfte Katzen sind eben so rar, als solche fromme, uneigennützige Nichten.

---

15. Merkt's, Mädeln.

Wer kennt nicht den Baumhändler von Haidhausen, der ganz Ober- und Nieder-Bayern mit Stämmen der edelsten Art versieht? Dem starb seine Frau, und er nahm sich vor, ein anderes Weib zu nehmen; und das war gescheid. Aber noch gescheider war's, daß er bey sich dachte: „Ich will eben keine junge, keine schöne, keine reiche, sondern eine brave. Und ein Zeugniß dessen soll mir seyn, wenn das Mädel viele Jahre lang bey einer ordentlichen Herrschaft gedient hat redlich und fleißig.“ Da hörte er, daß eine solche vorhanden sey; und, ohne zu fragen: wie alt bist? und wie viel hast? hohlte er sie, und führte sie heim. Und sie ist jetzt eine gemachte Frau. —

Der Schulmeister von Haidhausen, wenn er sie aus der Kirche gehen sieht, weiset sie seinen Schülerinnen, und erzählt ihnen ihre Geschichte. Merkt's, Mädeln! sagt er dann.

---

16. Eine Geschichte für Landjungfern, die Stadt-Mamsellen werden wollen.

Zwey Mäuslein kamen zusammen, ein Stadtmäuslein und ein Feldmäuslein; sie redeten von allerley, und unter andern sagte das Stadtmäuslein: Schwester, wie findest du doch deinen Unterhalt? Ich komme so just aus, antwortete das Feldmäuslein, ich

esse Wurzeln, Getreidkörnlein; und gestern hat meine Schwester Hochzeit gehalten, da haben wir dürres Brod gehabt, das ich schon längst auf dem Weg gefunden, es hat's ein Bettler weggeworfen (denn die Bettler nehmen jetzt nicht mehr gern Brod), und so haben wir reichlich und glücklich gelebt. — O du Närrinn! rief das Stadtmäuslein, du bist wohl hundertmahl nicht gescheid, daß du dich so elend auf dem Feld ernährst; komm zu mir in die Stadt, da hat man bessere Bissen; ich bin in einem Haus, wo eine liederliche Magd ist, die weder Schmalz noch Speck zudeckt; und da habe ichs, wie eine Gräfinn; du bist diese Nacht mein Gast, ich erwarte dich. — Sie gehen jetzt mit einander ins Speisgewölb, und zwicken just an einer geselchten Zunge, indeß die Magd, die kurz vorher von ihrer Frau einen Merks auf den Buckel bekommen, mit dem Kochlöffel auf sie lauerte. Der Kochlöffel traf das Feldmäuslein, und hat ihr das Schweiflein abgeschlagen. Ey, lamentirte das Feldmäuslein, mein Lebtag komm' ich nicht mehr daher; ich will lieber mit wenig vor lieb nehmen und sicher seyn, als gute Tage haben, und stets in Gefahr leben.

---

17. Amulet gegen die Schwindsucht des Hauswesens.

Ein reicher Mann hinterließ zwey Söhne, welche nach seinem Tode die Verlassenschaft mit gleichen Theilen ererbten, aber mit ungleichem Nutzen anwendeten. Denn der ältere war ein unverdroßener Mann, der seiner Haushaltung fleißig und wachsam vorstund; daher denn alles nach seinem Wunsche ausschlug, und in Scheuer und Stall jährlich sein Reichthum zunahm. Der jüngere aber war ein Faullenzer, der guten Bißlein, aber keiner Arbeit gewohnt; er ließ seine Haushaltungssorge dem Gesinde über, während er und seine Frau ein Leben führten, als wäre es ihnen zum Heirathsgut gegeben; so nahm denn sein Geld und Gut täglich ab, und die Schulden nisteten sich bey ihm ein, daß er keine Ruhe mehr vor ihnen hatte, weder bey Tag noch bey Nacht. Da er nun sah, daß seinen Wagen je mehr und mehr die Krebse zögen, während seines Bruders Anwesen immer ein besseres Fortkommen hatte: so bath er denselben, er möchte ihm doch aus brüderlicher Liebe die Kunst auch sagen, wie er zu solchem Wohlstand gelanget. Der ältere Bruder vermerkte gar wohl, wo der faule Hund vergraben lag; er versprach ihm daher ein heimliches Kunststück zu geben. Was geschieht? Er nähet ein wenig Moos in

ein Tüchlein, und gibt es ihm mit verstellter Ernsthaftigkeit, und sagt: das Amulet sollte er täglich alle Morgen, Mittag und Abend in die Keller, Ställe, Scheuren, Heu- und Kornböden tragen; und werde dann Wunder sehen. Und er sah auch Wunder; denn wie er sich überall umsah, befand er, wie man in dem Keller mit Wein und Bier, in der Scheuer mit Heu und Stroh, in der Fruchtkammer mit dem Korn verschwenderisch umgegangen war. Darob trug er nun ein großes Mißfallen, sah von der Zeit an selbst zu seinen Sachen, und wurde so von Tag zu Tag ein vermöglicherer Mann.

---

18. Arbeit und Gebeth.

Eine Frau war der Meinung: es wäre nicht recht, wenn sie nicht alle Tage zweymal in die Kirche ging — während sie doch mit den Mägden alle Tage im Haus herum zankte, und das Hauswesen vernachläßigte. Da sagte einmal der Mann zu ihr: es wäre besser, sie ginge die Woche nur einmal in die Kirche, und hielte dabey im Hause Frieden und Ordnung. Darauf sagte die Frau: Gebeth gehet vor allem. Des andern Tags, als sie Geld haben wollte zum Einkaufen auf dem Markte, gab ihr der Mann keins; und es war Fasttag an demselben Tag. Das verdroß die Frau. Des Abends

sagte der Mann: Merkst du's jetzt, was vor allem geht? Das „Gebet!'

Der Leser weiß, daß beyde Unrecht hatten. — Gebeth und Arbeit müßen mit einander gehen, dann kommt das „Gebet" von selbst nach.

---

19. Von dem Aufkommen der Weitmoser.

Ein braves Weib ist Goldes werth. Das erfuhr ein Weitmoser, ein schlechter und gerechter Landmann in dem Gasteiner Thale. Der hatte den Einfall, das Gold auf dem nächsten Wege zu suchen, nämlich in den Bergen selbst; und er wußte, was er that, und daß es mit der Zeit eine gute Ausbeute geben würde. Aber indem er immer weiter und weiter grub, um in die goldhaltende Teufe zu kommen, da ging ihm das Geld aus, das er an sein Werk gesetzt hatte, und Niemand wollte ihm auf ein Ungewisses hin eines leihen. Also saß er eines Tages — es war das Fest der fröhlichen Ostern — traurig in seinen Gedanken da, und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Und es war so wenig Geld im Haus, daß er sich und den Seinigen nicht einmal ein Stück Fleisch für den Tisch verschaffen konnte an dem heiligen Feste. Da wie seine Hausfrau den Kummer ihres Mannes sah und seine Klage hörte, ging sie fort, und verkaufte insgeheim ihren Schleyer; und, aus dem gelöseten

Geld, schaffte sie Fleisch ins Haus, und einen Pfenning zum Ueberschuß, daß der Mann noch ein Schöpplein trinken konnte, zur Vertreibung seines Grams und zur Erheiterung des Gemüthes. Die Geschichte von dem Schleyer ward noch an demselben Tag im Dorfe ruchbar, und noch in derselben Woche im ganzen Thal, und noch in demselben Monath kam sie dem Erzbischof von Salzburg, seinem gnädigsten Herrn, zu Ohren; und jeder rühmte die Liebe und Treue der Hausfrau, und die Ehrlichkeit und den Fleiß des Mannes. Da ließ der fromme Erzbischof den Weitmoser zu sich kommen, und er streckte ihm eine nahmhafte Summe vor, daß er sein angefangenes Werk weiter fördern und vollenden könnte. Und die Grube ward wieder eröffnet und weiter geführt, und ehe noch das entlehnte Geld verwendet war, kam edles Metall zu Tag; und Gold fand sich um Gold, immer mehr; nnd der Weitmoser wurde endlich so reich, daß er jeder seiner Töchter ein Heirathgut von vielen, vielen tausend Gulden geben konnte.

---

20. Von dem Verfall der Weitmoser.

Reichthum gebiert Uebermuth, Uebermuth gebiert Armuth. Das erfuhr eine Weitmoserinn, von welcher die Sage Meldung thut. Diese prangend in kostbarem Kleide und mit Kleinodien geziert, ging eines

Tages durch die Klamm, eine Bergschlucht, welche in die Gastein führt. Da begegnete ihr ein armes Weib, welches sie um ein Almosen ansprach. Die reiche, stolze Frau verweigerte ihr die Gabe, und schalt sie eine unverschämte Bettlerinn. „Ach, sagte die Arme, es weiß kein Mensch von heute auf Morgen, ob er nicht betteln muß von anderer Menschen Wohlthätigkeit.“ Da zog die Weitmoserinn einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die Ache, welche durch die Klamm hinabstürzt, und sagte: „Eher findet sich dieser Ring wieder, als eine Weitmoserinn betteln muß.“ Aber, sieh da! des andern Tags brachte ein Fischer einen Fisch, in dessen Bauch sich der Fisch befand. — So erzählt die Sage. In der That kam der Weitmoser Geschlecht bald in Verfall, und heutiges Tags zeigt man nur noch das Haus, in dem sie gewohnt, und erzählt von dem Reichthum, den sie gehabt. Das Geschlecht aber ist ausgestorben.

---

21. Macht der Begierlichkeit.

Ein Mann hatte drey Söhne; diesen hinterließ er großen Reichthum und eine Kiste, welche sie nicht eröffnen sollten, als in der größten Noth; was sie auch gelobten. Nach seinem Tode verschlemmte der jüngere Bruder alles, was er hatte, und begehrte nun, die andern sollten die Kiste öffnen, und ihm

seinen Antheil geben. Sie wollten aber nicht, sondern liehen ihm lieber zu verschiedenen Malen Geld, das er auch verzehrte. Sie hatten aber unter sich die Uebereinkunft getroffen, daß wechselweise der eine die Kiste, der andere den Schlüssel dazu in Handen hatte. Als nun der jüngere nach drey Jahren die Kiste zu verwahren bekam, schloß er mit einem nachgemachten Schlüssel auf, nahm den Schatz heraus, und füllte sie mit Steinen. Nachdem er auch dieß alles durchgebracht hatte, nöthigte er seine Brüder, daß sie die Kiste öffneten, und als sie die Steine darin fanden, beschuldigte er sie, daß sie ihn bestohlen. Und sie kamen vor einen Richter. Der sagte, daß er die Sache für schwer befinde; sie sollten ihm aber die Meinung sagen über nachgehende Begebenheit, die sich im fernen Lande zugetragen. „Zwey reiche Männer, sagte er, haben ihre Kinder in der Wiege verlobt. Nach ihrem Tod hat sich aber begeben, daß der Bräutigam ganz verarmet, und daß er deßwegen auf seine Braut, um sie nicht mit seiner Armuth zu belästigen, freywillig verzichtet hat, ob sie ihn gleich zum dritten Mal gebethen, ihrer Aeltern Willen zu vollführen. Sie hat sich daher mit einem Andern verlobt. Auf dem Heimzug ist sie mit all ihrem Schmuck einem Räuber in die Hand gerathen; sie hat ihm aber so beweglich zugesprochen, daß sie, ohne Verletzung ihrer Ehre, mit allen ihren

Kostbarkeiten wieder nach Haus gelassen wurde. — Nun ist die Frage: welcher mehr Tugend erwiesen, der arme vermeinte Bräutigam, die reiche Braut, oder der barmherzige Räuber? Der erste Bruder sagte, daß der Jüngling die größte Tugend erwiesen, indem er nicht auf Geld und Gut gesehen, seine Freyheit zu verkaufen. Der andere Bruder sagte, daß die Braut die größte Tugend sehen lassen, indem sie ihrer Aeltern Willen mit ihrem Nachtheil gehorsamen wollen. Der dritte sagte: daß der Räuber die größte Tugend gezeigt, weil er weder der Hochzeiterin Ehre, noch ihren Schmuck beraubet, welches er doch wohl hätte thun können. Darauf sagte der Richter: Gelobt sey Gott, der nichts verborgen läßet! Den Schmuck, welchen du, junger Bösewicht, nicht gesehen hast, lässest du dir begierigst wohlgefallen; wie solltest denn du nicht derjenige seyn, welcher des Vaters Kiste geleeret? Als nun dieser jüngere Bruder sich verrathen sah, bekannte er den ganzen Verlauf.

---

22. Der Wilddieb.

Man kann auch von bösen Menschen etwas Gutes lernen, nämlich, wie man zum Bösen kommen, und wie man sich daher vor demselben zu hüten habe. Ein Wilddieb erzählte dem Richter seine Geschichte also: Zu dem ungerechten Handwerk wurde

ich verführt, weil ich das rechte nicht mehr treiben wollte. Ich habe mich dem Müßiggang ergeben; der Müßiggang hat in mir böse Gedanken erzeugt, und böse Gedanken zuletzt böse Gelüste. Mit Einem Male kommt man aber nicht zum Guten, auch nicht zum Bösen. So ists auch mir ergangen. Als ich das erste Mal in den Wald ging, um zu pürschen, da war es mir so unheimlich, daß ich wieder umkehren wollte. Und als ich ein Wild nun erblickte, und darauf anlegte, so fing ich an zu zittern; und als es geknallt, vergingen mir schier die Sinne, und es däuchte mir, als weine jemand leise auf der rechten Seite, und auf der linken Seite, als lache jemand höhnisch. Ich lief aber nach Haus in vollem Schrecken. Die Tage darauf kam's mir nicht aus dem Kopf. Gehst? oder gehst nicht? fragte ich mich hundert Mal. Und ich ging; denn das böse Gelüste war schon stärker, als der fromme Wille. Als sich dießmal ein Wild zeigte, befiel mich kein Zittern mehr, sondern ich schoß ruhig ab, und als das Stück fiel, hatte ich meine Herzenslust daran, und packte es auf, und trug es mit Freuden nach Haus. Ich konnte den nächsten Feyertag kaum erwarten, wo ich wieder in den Wald konnte, ohne Aufsehen zu machen. Dießmahl brannte ich schon vor Begierde, ein Wild zu sehen; und, als sich eines zeigte, zitterte ich vor Lust, so daß ich fehlte, wie zum ersten Mal.

Von nun konnte ich's nimmer lassen; bald ging ich auch unter der Woche hinaus in den Wald, und endlich alle Tage, und zuletzt kam ich gar nicht mehr nach Haus, sondern streifte umher in den Gegenden, bis man mich ergriff, und festsetzte.

23. Belohnter Vorsatz.

Ein Holzhacker hatte die böse Gewohnheit, daß er, wenn er von der Arbeit nach Haus ging, jederzeit im Wirthshaus einkehrte, und ein Gläslein Brenz trank. „Hast gearbeitet, dachte er sich, darfst auch zehren.“ Wenn er aber nun ausgetrunken hatte, und wieder fort ging, dachte er anders: „Hast gearbeitet, sollst auch sparen;“ und es reute ihn jederzeit, zumal wenn er nach Haus kam zu Weib und Kind. Er nahm sich daher festiglich vor, die böse Gewohnheit zu lassen. Das trieb er so den halben Winter durch, und er kehrte täglich ein, und er nahm sich's täglich vor, und er vergaß es täglich wieder. Eines Tags aber, da war's ihm wirklich Ernst mit dem Vorsatz, und er kam glücklich vorbey vor dem Wirthshaus. Und es freute ihn, daß er so viel über sich vermocht habe; und in der Freude des Herzens sagte er: „Heut hast du zwey Gläslein verdient.“ Die hat er denn auch getrunken. —

24. Der Hase und der Igel.

Ein armes Häslein hat sich bey rauher Winterszeit in ein Loch eines hohen Felsen geflüchtet, damit es unter diesem steinernen Dach Ruhe genießen möchte. Es stund aber nicht lange an, da kam ein Igel, und bath das Häslein gar schön und hübsch um eine Herberg. Häslein! sprach er, es ist männiglich bekannt, daß du nicht nur große Ohren hast, um jede Bitte zu hören, sondern auch ein weiches Herz und große Liebe zu dem Nächsten. Weil mich denn das harte und fast unerträgliche Wetter überfallen, so vergönne mir doch einen kleinen Winkel in deiner Wohnung. Künftigen Herbst, will's Gott! will ich mich mit einer Butte Aepfel dankbar einstellen, und die empfangene Wohlthat in etwas erwiedern. Das Häslein schaut hin und her, und bemerkte wohl, daß der Platz ziemlich eng ist; gleichwohl willigte es ein auf so freundliches Ansuchen. Der Igel machte sich alsobald in des Hasen Wohnung und Zimmerlein. Es dauert aber nicht lange Zeit, da fängt er nach und nach an, seine Spitze und Stacheln hervor zu thun und auszubreiten. Das Häslein rückt und rückt; aber der unverschämte Gast giebt nicht nach, bis das arme Häslein die völlige Herberg dem leichtfertigen Schelmen überlassen. — Aus dieser Fabel kannst du zweyerley Lehren abnehmen, eine weltliche und eine geistliche. Jene

heißt: Gibst du einem Schelm den Finger, so will er auch die Hand. Diese heißt: Wer der Versuchung nicht sogleich Meister wird, wird bald der Sünde Knecht und Sklav.

---

25. Die Spinne und das Podagra.

Die Spinne und das Podagra begegnete einsmal einander. Wo gehst du hin? fragte das Podagra die Spinne. Die Spinne sagte: „Ich gehe mir eine Herberge zu suchen.“ Und ich auch, sagte das Podagra. Wo werden wir aber eine Herberge finden?“ „Was mich betrifft, antwortete die Spinne, so gehe ich in den nächsten Pallast eines reichen, großen Herrn; da sind große, geräumige Säle und Zimmer, wo ich mein zierliches Gespinnst frey ausspannen kann, um Fliegen darin zu fangen.“ „Ich aber, versetzte das Podagra, der ich überall verachtet und gehaßt bin, kehre in der nächsten Hütte eines armen Bauern ein; da kann ich mich in einem Winkel der Stube verkriechen, wo man mich wol nicht bemerken und verstoßen wird.“ Darauf gingen beyde, die Spinne und das Podagra, von einander. — Die Spinne machte sich in ein schönes, großes Zimmer, und legte da ihre zierliche Arbeit aus. Als aber bald die Dame des Hauses das Spinnen-Geweb erblickte, rief sie die Stubenmagd,

und diese zerstörte alsogleich das künstliche Netz, so daß die arme Spinne selbst kaum noch mit ihrem Leben davon kam. — Indessen war das Podagra in die Hütte eines Bauern gekommen, und hatte sich unter die Ofenbank gekrochen, wo der Bauer, eine Bütsche Bier neben sich, zu ruhen pflegte. Es verging keine lange Zeit, so klagte er seinem Weibe über Schmerzen am Fuß, und sagte, er meine, der Pommerl habe ihn gebissen. Mein! sagt das Weib, geh auf den Acker, beweg dich, arbeite, und laß mir diese abscheuliche Krankheit nicht ins Haus kommen. Holla! dachte sich das Podagra, dahier ist kein Ort für mich; ich muß mir ein anderes Quartier suchen. — Unter Wegs trifft er die Spinne an. Sie machen sogleich den Tausch, die Spinne begibt sich zum Bauern, das Podagra zum großen Herrn. Beide waren willkommen; denn der Bauer ließ die Spinne immer hangen, weil sie ihn nicht irrte in seiner Arbeit; und das Podagra wurde im Pallast auf das herrlichste traktirt, und wurde dick und fett dabey, und lachte alle Doktoren aus.

---

26. Allhier verkauft man Weisheit.

Ein Kaufmann hatte einen großen Laden aufgeschlagen, darinnen er aber keine Waaren feil hatte,

sondern er sagte: daß er die Weisheit verkaufe. Ein Bauer wollte für einen Groschen haben. Dem gab er die Lehre: „Wann du schlafen gehest, so ziehe deine Strümpfe nicht mit den Zähnen ab, denn es wird dir sonst der Gestank in die Nase kommen.“ Der Bauer ging unwillig weiter, indem er dachte: wozu soll mir die Lehre nutzen, da ich deßgleichen weder thue noch thun möchte? und es reute ihn der Groschen. Unterwegs aber, wie er weiter nachdachte, fiel ihm ein: es sey keine Lehre, aus der man nicht etwas Nützliches ziehen könne. Und so glaubte er denn in dem Spruche gefunden zu haben, es sey damit der ungeschickte Zorneifer gemeint. Er wandte zu Haus das Mittel an: an seinem bösmauligen Weib, seinem meisterlosen Sohn, und seinem kollerischen Pferd; und er fand es probat. Und er hätte gern einen Gulden gegeben um ein ähnliches; der Kaufmann war aber nicht mehr zu finden.

---

27. Der Welt Lauf und Art.

Ein Vater sprach zu seinem Sohn: „Komm, mein herzliebster Sohn, ich will dir der Welt Lauf und Art zeigen.“ Und sie gingen mit einander über Feld, und führten einen Esel an der Hand. Da sie in das erste Dorf kamen, sprachen die Bauern zu einander: „Sehet, was für Narren sind das? Sie

führen den Esel an der Hand, da doch einer wohl aufsitzen möchte.“ Nachdem sie nun vor das Dorf hinausgekommen waren, setzte sich der Vater auf den Esel, und der Sohn führte das Thier an der Hand; so kamen sie in ein anderes Dorf. Da sprachen die Bauern: „Sehet, der Alte reitet, und der Junge muß den Esel führen.“ Und bevor sie zum dritten Dorfe kamen, setzte sich der Sohn auf den Esel, und der Vater führte das Thier. Wie dieß die Bauern sahen, sprachen sie: „Sehet wie der Junge reitet, und der Alte muß zu Fuß gehen.“ Da sie nun zum vierten Dorf kamen, setzten sie sich beyde auf den Esel. Da sprachen die Bauern: „Wie grausam! Sie sitzen alle beyde auf dem Esel; die wollen das arme Thier zu Tod reiten.“ Sie kamen zum fünften Dorf, und trugen den Esel an einer Stange. Da sprachen die Bauern: „Wie thöricht! sie tragen den Esel an einer Stange, er trüge sie wohl beyde.“ — Da sprach der Vater zum Sohne: „Mein lieber Sohn, du hast nun gehört, wie die Welt urtheilt; wir möchten mit dem Esel so oder so umgegangen seyn, es ist den Leuten doch nimmer recht gewesen. Darum thue du recht, wie du meinest, daß es Gott gefällig sey, und laß die Leute reden. Gott kann auch nicht Jedermann recht thun.“

28. Die Stände.

Die drey Hauptstände der Welt hatten einen Streit, wer vor dem andern den Vorzug hätte. Der Lehrstand sprach: Ich soll billig voran gehen; denn ohne mich sind die Menschen dumm und gottlos; ich muß die Ungezogenen vermahnen, die Kleinmüthigen trösten, die Schwachen tragen. Der Wehrstand sagte: Wenn ich nicht wäre, so könnte niemand seinen Bissen Brod ruhig essen; mir ist das Schwert an die Seite gegürtet; ich muß den Schutz handhaben. Der Nährstand rief: Ohne mich hättet ihr alle Beyde nichts zu essen; ich muß den Acker bauen, und euch Nahrung schaffen. Da trat die Billigkeit hinzu, um sie miteinander zu vertragen, und sagte: Warum seyd ihr uneinig? Es bleibt ja jedem seine Ehr. Denn wenn man vom Wort Lehr- das L., von dem Wehr- das W., und vom Nehr-Stand das N. wegthut, so steht bey allen dreyen das Wort Ehr' da.

---

29. Der alte Adel.

Es ist etwas dran, wenn einer von Adel ist; und darum darf er sich wohl rühmen seines alten Stammes und Nahmens, wie jene vier thaten, der Baron von Riedesel, der Baron von Gebsattel, der

von Aufseß und der von Palm. Diese saßen bey einem Gastmahle beysammen, und, als sie des Weines genug genossen, und darob fröhlich geworden; sagte der von Gebsattel zu dem von Riedesel: Ihr habt doch einen wunderlichen Nahmen; wer waren denn Eure Vorältern? Von Riedesel sagte: Meine Vorältern und mein Adel ist so alt, als die christliche Zeitrechnung. Als Christus der Herr in Jerusalem glorreich einreiten wollte, gaben ihm meine Vorältern ihren Esel, weil kein Pferd vorhanden war; und um dieses Andenkens willen nennet man uns Riedesel. — Darauf sagte der von Gebsattel: Unser Stamm ist nicht jünger, und unser Verdienst nicht kleiner; denn meine Vorältern schenkten dem Herrn Christus einen Sattel, damit er desto bequemer auf dem Esel reiten könnte. Darum heißen wir Gebsattel, und rühmen uns billiger Weise deßhalb. — Nun nahm der von Aufseß das Wort: Eurer Vorältern Verdienst wäre aber zu nichte geworden, ohne die meinigen; denn, da in derselben Zeit noch keine Steigbügel üblich waren, so hoben die meinigen den Herrn Christum mit den Händen hinauf; weßhalb wir denn von demselben Tage an Aufseß heißen. — Es kam nun die Reihe an den von Palm. Der sagte: Und meine Vorältern haben unter das Volk Palmzweige ausgetheilt, um den Einzug Christi, des Herrn, recht feyerlich zu

machen; daher unser Nahme und unser Verdienst mit Recht eben so gepriesen wird, als der eurige. — So sprachen die Vier zusammen, und sie stießen die Gläser an, und tranken Gesundheit auf ihren Adel. Und das haben sie gut gemacht; denn es ist, wie gesagt, etwas daran am Adel; Wiewohl freylich, wenn ein Adeliger ein Unedler ist, dann, — ist nichts daran, an ihm und seinem Adel.

30. Die Freunde in der Noth.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte.

In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht alles durcheinander ging bey Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Cisterne, aus dem er sich nicht mehr heraus helfen konnte; und bald nachher pflumpfte auch ein Deutscher hinein, und blieb auch darin stecken. Der Franzose, schrie: Kiwi! und der Deutsche: Wer da! und jeder merkte nun, wen er vor sich habe, und daß sie sich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen konnten, als echte Patrioten. Sie bedachten sich aber eines andern, beyde, und sie gaben sich im gebrochenen Deutsch und Französisch, so gut es gehen mochte, zu erkennen, es sey besser, einer

helfe dem andern, als daß sie sich beyde masakrirten. Also schrie bald der Eine, bald der Andere um Hülfe, jeder in seiner Sprache. Endlich hörten Deutsche des Deutschen Ruf, und sie machten sich sogleich daran, den Kameraden zu retten. Als der Deutsche ans Licht gekommen war, sagte er ganz trocken: Es steckt noch einer drunten, ein guter Kamerad. Der wurde also auch herauf gezogen. Wie sie nun sahen, daß es ein Franzose sey, wollten sie ihn nieder hauen. Das litt aber der Deutsche nicht, sondern er sagte: Wir haben einander versprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzosen, bekommen hätten. Diesen Vertrag, welchen die Freunde geschlossen, respektirten die Feinde; und er wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechtswegen fortgeführt, aber wie ein Kamerad von den Kameraden gehalten.

---

31. Das blödsichtige Mädchen.

Die Tochter eines reichen Bauern war von schöner Gestalt, aber kurzen Gesichtes, so daß sie kaum drey Schritte weit bey hellem Tag einen Hackstock von einem Pudelhund unterscheiden konnte. Dem Wirthssohn stach das Mädel ins Aug, wegen ihrer Schönheit; und, weil ihm aber die Leute sagten, sie sey blödsichtig und für die Wirthschaft untauglich, so

nahm er sich vor, das nächste Mal doch recht acht zu geben, ob das wahr sey. Das kam der Bauerntochter zu Ohren, und sie dachte sogleich daran, wie sie ihrem Holderstock recht augenscheinlich beweisen möge, daß sie gar nicht so kurzsichtig sey, wie die Leute sagen. Sie steckte daher eine Glufe ins Stadelthor; und da sie ihren Liebhaber beym Abschied vor die Thür hinaus begleitete, sagte sie auf einmal, wie eine geschäftige Wirthschafterinn: »Heidenguguk! wer hat denn dort am Stadelthor die schöne Glufe stecken lassen?« Darüber wunderte und freute sich der Liebhaber. Aber darüber, was sogleich geschah, nicht so sehr. Denn wie das Mädel hinüber laufen wollte nach dem Thor, um die schöne Glufe zu holen, so fiel sie über einen Sautrog, den der Knecht so eben abgeladen, und den sie nicht gesehen hatte.

Nun rathe einmal der günstige Leser, was aus dieser Geschichte zu lernen sey.

---

32. Dumm Hänslein.

Dumm Hänslein sah, wie die Mutter einen Fisch, den sie gekauft, in ein Faß Wasser that, damit er nicht stürbe. Da nun der Fisch im Wasser herum schwamm, und sich erlustigte, gefiel es Hänslein sowohl, daß er anfing mit dem Fisch zu spielen. Weil nun der Fisch mit dem Schwanz immer so wächelte,

so fing dumm Hänslein an mit ihm zu reden, und fragte: Willt du in ein größer Wasser? Der Fisch kehrte sich um, und wächelte wieder mit dem Schwanz. Dumm Häuslein fragte weiter: Willt du aber wieder kommen? Der Fisch wächelte wieder. Dumm Hänslein fragte ferner: Willt du mir auch Junge mitbringen? Da fing der Fisch wieder an, mit dem Schwanz zu wächeln. Dumm Hänslein sagte darauf: Nun, weil du willt wieder kommen, und mir Junge mitbringen, so will ich dich wieder in den Bach tragen. Und er trug ihn in den Bach, und ließ ihn fortschwimmen; und er schrie ihm nach: Aber bring mir ja fein viele Junge mit; und der Fisch wächelte, was er konnte. Als nun dumm Hänslein nach Haus kam, fragte ihn die Mutter, ob er den Fisch nicht gesehen? Ja, sagte dumm Häuslein, ich hab ihn genommen, und hab ihn ins Wasser getragen, und er hat mir gesagt, im großen Wasser wäre er lieber. Die Mutter sagte: Du bist ein Narr! wo bekomme ich den Fisch nun wieder? O, sagte dumm Hänslein, er hat mir gewiß versprochen, er wolle wieder kommen; und denk, Mutter! er wird auch Junge mitbringen!

33. Eine Fabel für neugierige Kinder.

Der Löwe, der König der Thiere, wollte Hochzeit halten, und es waren alle vierfüßigen Thiere dazu geladen. Als aber die Mahlzeit schon zugerichtet war, merkte man erst, daß der Pfeffer fehle. Also wurde der Hund fortgeschickt in die nächste Stadt, um Pfeffer zu holen. Der aber war läßig in der Ausrichtung, und kam nicht mehr zurück. Nachdem man lange Zeit gewartet hatte, ward der Löwe über die Maßen zornig, und er drohte, er wolle alle Hunde zerreissen, wenn sie nicht den Kameraden wieder brächten, der den Pfeffer hätte. Die Hunde liefen also in alle Welt aus, um den Dieb zu suchen. Sie haben ihn aber noch nicht gefunden bis auf den heutigen Tag; und daher kommt's, daß noch jetzt die Hunde, wenn sie sich begegnen, einer an dem andern riecht, ob er den Pfeffer nicht habe. — Merk: dieß Mährlein, und ähnliche kannst du deinen Kindskindern vorlügen, damit sie das Wahre nicht vor der Zeit erfahren.

---

34. Wie schlechte Zucht an den Aeltern und Kindern vergolten wird.

Folgende Geschichte ist wohl nur ein Gedicht; aber doch lehrreich für Aeltern und Kinder. Ein

Mann hatte einen Sohn, den er gar schlecht erzog. Nach des Vaters Tod wollte die Mutter, eine redliche, fromme Frau, an ihrem Kinde bessern; aber der Junge fragte nichts nach ihr, und ehrte sie in keinerley; vielmehr betrübte er sie mit Lästern und Schmähen, und einmal hat er sie sogar boshaftiger Weise mit der Hand geschlagen. Nicht lange hernach sprach die Mutter: Was gilt's? Der Herr wird dieses und anderes an dir rächen. Es währte nicht lang, so starb der ungehorsame Sohn, und wurde begraben. Und siehe da! nach etlichen Wochen ward man gewahr, daß eine Menschenhand heraus ragte oben zum Grab, und wurde von jedermann gesehen. Man mochte thun, wie man wollte, so konnte man die Hand nicht darin behalten. Also erfanden die Christen einen Rath: weil der verstorbene Sohn bey Lebzeiten mit seiner rechten Hand die Mutter geschlagen, so gab man der Mutter eine scharfe Ruthe in die Hand, damit sie die ausregende todte Hand ihres Sohnes im Grabe stäupete. Das ist denn auch geschehen, so lange, bis sie blutete. Darnach ward sie nicht mehr gesehen.

---

35. Wie die Bauern in Langenöhring schreiben und lesen lernen.

Man hat's heut zu Tage weit gebracht in der Schule mit dem Lesen- und Schreibenlernen; das wissen

wir Alle, die wir unsere Kinder in die Schule schicken. Kein Schulmeister, hat aber die Kunst so gut verstanden, als der von Langenöhring, der's den Bauern in fünf Minuten gelernt hat bey einem Mäßle Bier im Wirthshaus. Zu dem sagte einer: »Schulmeister, ich möchte doch in meinen alten Tagen noch schreiben lernen, mindestens meinen Namen; ich ließ mir was kosten," Er sagte dieß aber aus Spott, was der Schulmeister wohl merkte. Dieser antwortete: »Um die Zeche wolle er es ihm wohl zeigen, und es soll ihm kein Kopfbrechen kosten." Sie wurden des Handels eins. Da forderte der Schulmeister eine Kreide, und er schrieb damit auf den Tisch, und sagte: Ihr könnet doch einen Bauernfünfer machen, so: V?» Ja, sagte der Bauer. »Und Ihr wisset also auch, sagte der Schulmeister, was O und X bedeutet, und könnet sie schreiben« Ja, sagte der Bauer, und er nahm die Kreide, und schrieb OX. „Seht, sagte der Schulmeister, das ist Euer Name. Nicht wahr Ammann?« sagte er, und ging hinaus. Der Ammann sagte: »Wenn ich mein Lateinisch noch nicht all vergessen habe, so heißt das, auf gut deutsch, Ochs." Die Bauern lachten den Nachbarn brav aus. Als der Schulmeister wieder herein kam, fragte er die andern: ob sie's auch lesen und schreiben könnten? "Ja," sagten sie. „Nun, sagte er, so mögt ihr auch die Zeche mit bezahlen.

Kellerinn! noch ein Mäßle!“ Das ist denn auch geschehen.

---

36. Ehrn Steffen, oder die constitutionelle Schule. *)

Ehrn Steffen, der im vorigen Jahre sein fünf und zwanzigstes Lehrer-Jubiläum feyerte, kam während seiner langen Amtsführung oft auf wunderliche Einfälle. Der wunderlichste war aber sein neuester, der nämlich, seine Schule in eine constitutionelle umzuschaffen.

Die Lebensansicht, die ihn auf diesen Gedanken brachte, war specios genug. Die Schule, sagte er, müsse in jeglicher Beziehung auf das Leben vorbereiten, am meisten in sittlicher Hinsicht. So lange nun das Staatsleben selbst ein monarchisches gewesen, wo der Wille des Fürsten allein galt, und unbedingten Gehorsam der Unterthanen erforderte: so lange konnte und mußte auch die Schule eine monarchische Einrichtung haben. Jetzt aber, wo im Staate die Unterthanen selbst zur Gesetzgebung bey-

*) Vergleiche die merwürdige Schrift: „Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theil barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse.“ —von Dr. Heinrich Stephani. — Erlangen 1827.

gezogen werden, da sey es Zeit, auch in der Schule dasselbe zu thun, und die constitutionelle Verfassung darin einzuführen. Auf diese Weise werde in den jungen Bürgern nicht nur das Gefühl für Recht und Pflicht frühe genug geweckt, sondern auch der Verstand tüchtig gemacht, über diese Hauptmomente des Lebens ernst nachzudenken und richtig zu urtheilen.

Da nun Ehrn Steffen die Gewohnheit hatte, jeden Einfall sogleich zu einem Ausfall zu machen, d. h. was er in der Theorie als richtig und wichtig ansah, in Praxi darzuthun und gleichsam zu experimentiren: so machte er sich ohne Bedenken sogleich daran, und entwarf vorerst ein Schulgesetzbuch, mit einem öffentlichen und mündlichen Verfahren; dann promulgirte er es feyerlich in seiner Schule; und letztlich, nachdem die Wahl des Ausschusses u. s. w. reglementsmäßig geschehen, erklärte er die Versammlung für constituirt. Es war ein großer Jubel in der Schule, kann man sich denken.

Anfangs ging die Sache ziemlich gut; und es ist schwer zu entscheiden, wer mehr Freude an diesem constitutionellen Schulleben gehabt habe, der Lehrer oder die Schüler. Da keine Lehrstunde vorbey ging, wo nicht ein polizeylicher Fall, oder ein anderer, ähnlicher Art, vorkam, so war die Debatte bald an der Tagsordnung, und die Kinder hatten natürlich mehr Freude an diesem Hin- und Her-Wörteln,

als an dem langeweiligen Lesen und Schreiben und Rechnen. Gewissenhaft war Ehrn Steffen genug, und darum nahm er auch dabei jede Veranlassung, den Verstand der Kinder zu üben, sey's in der Auslegung des Gesetzes, oder in der Bestimmung des Streitfalles, oder in der Untersuchung und Besprechung selbst. Die politische Aufklärung nahm sichtbar zu unter seinen Schülern, und er hatte Ursache, viel zu hoffen für das öffentliche Leben.

Bald aber fingen die constitutionellen Schulbürger an (wie man sagt), sich selbst zu fühlen. Der Gesetzgeber mit seiner Autorität trat immer mehr in den Hintergrund, und sie selbst dagegen rückten vor. Sie deutelten das Gesetz selbst, und, wenn sie das lästige nicht beseitigen konnten, so lernten sie dasselbe allmählig umgehen. Der Respekt vor dem Lehrer verschwand; die Unordnung in der Schule nahm zu; die Lernbegierde und der Gehorsam waren weg. Ehrn Steffen mußte auf neue Gesetze denken, um dem Unheil zu steuern. Er legte sie, wie sich's geziemte, dem constitutionellen Körper zur Berathung und Beystimmung vor, und ohne alle Debatte, wurden sie einstimmig verworfen. Das kränkte ihn ein wenig; er tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß man, um ein so hohes Gut, als die politische Mündigkeit und Freyheit ist,

zu erreichen, einige Unordnung allenfalls dulden, und einiges Opfer bringen müße.

Das Uebel wurde aber von Tag zu Tag immer ärger. Es konnte nicht fehlen, daß unter den Schulknaben ein und der andere sich zu Pädagogen aufwarfen, und die Stimmung und Meynung der Schule leiteten. Da es zugleich die ausgelassensten und pfiffigsten unter allen waren, so organisirten sie die Majorität zur förmlichen Opposition gegen den Lehrer und dessen Vorschläge. Da wurde denn ein Schuldiger ohne weiters losgesprochen: ein Unschuldiger aber, der nicht zum Complott sich bequemen wollte, angeklagt und verurtheilt.

Ehrn Steffen, als Vollzieher der Urtheilssprüche, konnte nichts thun, als im letztern Falle die ausgesprochene Strafe mildern. Das Fehlende holten dann die Richter an dem Verurtheilten außer der Schule nach.

Er sollte aber bald noch Aergeres erfahren. Der Schritt von Mitgesetzgebung ist gleich gethan zur Selbstgesetzgebung. Die Pädagogen gaben nämlich ihren Mitbürgern zu erwägen, wie daß ein Paar freye Nachmittage in der Woche zu wenig wären, und zumal zur schönen Jahreszeit, wo man sich draussen besser erlustigen könnte, als in der dunkeln Schulstube. Es wurde darum einstimmig beschlossen, einen blauen Montag zu machen, und sich im Erdbeer-

schlag einzufinden, alle ohne Ausnahme, bey höchster Verpönung. Das geschah denn auch; und zu Haus mußte die Lüge als Vorwand gelten: der Herr Lehrer habe es erlaubt. Ehrn Steffen war etwas verlegen, als er sich in der Schule so allein antraf; er sah ein über das andere Mal auf die Uhr; er guckte ein über das andere Mal zum Fenster hinaus; es wollte sich Niemand sehen lassen. Er ging endlich, und fragte nach, und hörte nun, was geschehen. Da kam er selbst hinaus in den Erdbeerschlag; und nachdem er den Kindern eine strenge Predigt gehalten über ihr eigenwilliges, eines constitutionellen Bürgers unwürdiges Betragen, so kündigte er ihnen zugleich an, daß er leider gezwungen sey, sie schwer dafür zu bestrafen. Die Pädagogen, als Sprecher, erwiderten: er möge immerhin die Strafe aussprechen, aber ihnen komme es vermöge der Constitution zu, darüber abzustimmen.

Ehrn Steffen sah wohl ein, daß er auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele kommen werde. Er verlegte sich daher aufs Bitten und Ermahnen, sie sollten doch die Freyheit, die er ihnen aus eigener Bewegung gegeben, nicht mißbrauchen; er gab ihnen zu bedenken, welcher Nachtheil für sie, welcher Schaden für die Constitution selbst entstände, wenn der Distrikts-Schul-Inspektor etwas davon erführe; er bath sie recht innig. — Die Kinder lachten ihn aus.

Der Schelmstreich der Kinder war zu arg, als daß er nicht ruchbar werden sollte. Die Inspektion, indem sie den Fall untersuchte, kam dem ganzen tollen Plan des Ehrn Steffen auf die Spur; und, da die Kinder einmal allen Respect ihm aufgekündigt, so konnte der Magistrat nichts Weiseres thun, als den constitutionellen Lehrer, in Anbetracht seiner Altersschwäche, in Ruhestand zu versetzen.

---

37. Wie man's den Bauern recht machen muß.

Es kommt alles darauf an, daß man's den Leuten zur rechten Zeit und auf die rechte Art vorbringt; so gehts. — Ein Pfarrer ließ, ohne den Ortsvorsteher und den Heiligen-Pfleger zu fragen, die Stangen der Kirchenfahnen neu fassen, in himmelblaue Farbe und mit vergoldeten Knöpfen. Als die Geschichte fertig war, und es an's Bezahlen kam, lud er die beyden zu sich ein in den Pfarrhof, und stellte ihnen ein Gläslein Branntwein vor, und that überhaupt freundlich mit ihnen. Die beyden hatten aber schon gewußt, was vorgegangen, und sie warteten nur, bis die Sache zur Rede käme; dann wollten sie auch ein Wort sprechen. Der Pfarrer sagte also: daß die Fahnenstangen gefaßt werden sollten, und er frage sie nun, wie sie's gern haben wollten, und in

welcher Farbe? Die beyden schauten sich an, als wollten sie reiflich berathschlagen. Zuletzt sagte der Vorsteher: „Ich denke, man ließ' es bey der Farbe, die sie jetzt haben. Was meinst, Nachbar?“ „Ja wohl, sagte der Heiligen-Pfleger.“ Und so ging denn die Versammlung ganz ruhig auseinander; und den Bauern war's auch so recht. — So endete der Gemeindetag in Gebsweiler.

---

38. Eine Frage ist doch wohl erlaubt.

In Kassel ging ein Bauer vor einem Siberarbeiter-Laden vorbey. Da er durch die Fenster die schönen Arbeiten und köstlichen Sachen sah, so blieb er stehen, und machte große Augen, und dachte sich dabey seinen Theil. Endlich machte der Silberarbeiter das Fenster auf, und fragte: Was verlangt Ihr, Landsmann? Ich wollte nur fragen, antwortete der Bauer, wie hoch Ihr ein Stück Silber bezahlt, das so groß wäre, wie ein Ochsenkopf. Der Silberarbeiter glaubte, der Bauer hätte ein Stück Silber, das vergraben war, gefunden; und er wollte es ihm um ein Geringes abschwatzen. Also ging er eilends hinaus, nöthigte den Bauer ins Haus, ließ ihm Wein und Bier holen, und setzte ihm ein gutes Stück Essen vor, und trank ihm so lange zu, bis er toll und voll war. Nun fing der Meister an: Mein Freund, Ihr habt

vorher von einem Stück Silber gesprochen, das so groß wäre wie ein Ochsenkopf; habt Ihr es vielleicht in der Stadt wo in Verwahrung gegeben, oder habt Ihr es daheim? Ey! antwortete der Bauer, ich habe es weder in der Stadt, noch daheim, sondern ich frage deßhalb, daß, wenn ich einmal eines fände, ich gleich wüßte, was es werth wäre. „Ochsenkopf!“ schimpfte der Silberarbeiter, und stieß seinen Gast zur Thür hinaus.

---

39. Des Hagestolzen Gedicht.

Ein Mann, weder zu jung noch zu alt, sondern halb grau, nahm eine alte Frau zur Ehe. Diese, um sich ihm gefällig zu machen, kräuelte ihm alle Tag sein Haupt, und zog ihm seine schwarzen Haare aus, daß er ihr gleich würde. Zuletzt starb die Alte, und er nahm nun eine Junge. Die wollte sich gleichfalls gefällig machen, und kräuelte ihm auch alle Tag sein Haupt, und zog ihm die weißen Haar aus, daß er ihr gleich würde. Also wurde er so gerupft und kahl, daß er Jedermann zum Gespött wurde. — Hieraus ist zu lernen, daß ein Mann, er mag nun eine alte oder eine junge zur Frau nehmen, allzeit Haar lassen müße.

---

40. Von Aerzten.

1.

Ein Arzt fragte einen Kranken: wie er sich befinde. Der antwortete: wie er über alle Maßen einen großen Schweiß gehabt hätte. Da sprach der Arzt: das ist gut. Am andern Tag fragte der Arzt wieder, wie es ihm ginge. Der Kranke sprach: ich habe lange großen Frost gehabt. Da antwortete der Arzt: das ist auch gut. Zum dritten, als er ihn wieder fragte, sprach der Kranke: Ich bin schwach worden vom Durchfall. Das ist auch gut, sprach der Arzt. — Desselbigen Tags besuchte ihn ein Freund; der fragte ihn, wie er sich befinde. Der Kranke antwortete: Der Arzt sagt immer, es stehe gut mit mir; ich fühle aber, daß ich bey diesem Wohlseyn sterben muß.

2.

Ein Quacksalber, wie es deren viele giebt, wollte einen Huffschmied vom Fieber helfen. Es wurde aber täglich schlimmer, so daß der Mann ganz von Kräften kam. Da fiel dem Kranken ein, er wolle einmal wieder nach Herzenslust Sauerkraut essen. Und er aß, und wurde besser. Als dieß der Quacksalber erfuhr, schüttelte er den Kopf, mußte es aber doch gut seyn lassen; und er trug es in sein Arzneybuch ein, wie er denn zu thun pflegte, und schrieb: „Sauerkraut gut für's Fieber.“ Nicht lange darauf geschah,

daß ein Schneider das Fieber bekam. Dem verordnete der Quacksalber sogleich Sauerkraut. Und der Schneider starb. Der Quacksalber schüttelte den Kopf, mußte den Schneider aber doch todt seyn lassen. Und er schrieb in sein Recepten-Buch: Sauerkraut gut für Hufschmiede, aber nicht für Schneider.

3.

Der erste Arzt war wohl ein Schalk, der zweyte ein Dummkopf, der dritte, von dem die Geschichte erzählt, beydes zugleich, und ein Frömmling dazu. Der hatte einen Kasten, in welchen er Recepte von allerley Art that, durcheinander, wie die Nummern in einem Glückshafen. Wenn nun ein Patient sich meldete, kniete er andächtig vor dem Kasten nieder, und bethete, oder that so etwas deßgleichen: dann nahm er blindlings ein Recept heraus, und gab's dem Patienten. Und es half auch jederzeit, wo nicht zum Leben, doch zum Tode. Geschah jenes, so strich er das Geld und das Lob ein; und geschah dieses, so nahm er auch das Geld, die Ehre ließ er aber Gott, dessen Wille geschehen solle.

Diese und andere Geschichten erzählt man von Aerzten.

Hieraus zieh die Lehren:

1) Trau nicht dem Arzte, dem schlechten; denn er verdirbt dir nicht nur den Magen, sondern leert dir auch den Beutel, und zuletzt hast du nichts davon, als Siechthum und Tod.

2) Trau dem Arzt, dem guten; denn Gott selbst hat ihn verordnet, und er hat in die Kräuter die wunderbare Heilkraft gelegt, daß du sie gebräuchest nach dessen Anleitung, sonder Murren und mit Danksagung.

3) Trau nicht dem Arzt, sondern sey deiner selbst Arzt, dadurch, daß du die Krankheit vermeidest durch Mäßigkeit, durch Arbeit und durch ein fröhliches, freundliches und friedliches Gemüth.

---

41. Das Mährchen von dem Schneiderlein, der in den Himmel kommt.

Es kam ein Schneiderlein vor die Himmelsporte, und verlangte eingelassen zu werden. Er hatte fromm, einfältig und schlecht gelebt, und es stand kein Teufel vor seinem Sterbbett mit einer Standarte aus gestohlenen Flecken. Nur Einen Fehler hatte er an sich gehabt; wenn es mitunter übel herging in der Welt, hier ein Dorf abbrannte, dort der Hagel ein Feld verwüstete, oder wenn gar der wilde Krieg durch die Länder zog und Völker erschreckte: da schüttelte er mißmuthig den Kopf, und meinte: der droben im Himmel kümmere sich nicht ums Menschengeschlecht, und mache keinen Unterschied zwischen den Frommen und Gottlosen. Darum,

weil er sich also an Gott versündigt hatte, obwohl in guthmüthiger Einfalt, öffnete ihm zwar St. Peter die Porte, aber wies ihm den Winkel hinter der Thür zu seinem Platz an. Das verdroß ihn auch gar nicht; denn durfte er gleich nicht Theil nehmen, so sah er doch, wie in einem Schauspiel, alle die Herrlichkeiten des Himmels von Ferne; und, wie in der Welt, so hatte er auch im Himmel seine Freude an den Freuden Anderer, und er war seelenvergnügt. Nach Tisch, als die himmlische Gesellschaft, Unser Herrgott an der Spitze, den Saal verließ, um sich im Garten zu erlustigen: da kam ihn doch die Neugierde an, zu sehen, wie es im Saale in allen Ecken aussehe. Und er bewunderte die schönen Tapeten, das reiche Baldachin, und den goldenen, mit Edelsteinen verzierten Thron, worauf Gott Vater gesessen. Und er setzte sich auch darauf. Sieh! da bemerkte er an den Stufen des Thrones ein Loch; und, wie er durchguckte, sah er, als wie durch ein Fernrohr, mitten in die Welt hinunter, und in das Menschengewühl hinein. Element! wie ergrimmte er! Denn er bemerkte, wie die Hoffarth frech stolzirte, und der Geiz des Armen Gut fraß, und die Wollust sich im Koth wälzte, und alle Laster ihr Unwesen trieben, und daß nicht Einer schuldlos war, nicht Einer. Voll Ingrimm über das verruchte Geschlecht riß er dem Thronsessel einen Fuß aus, und warf ihn durchs

Loch, und wünschte nur, das ganze Geschlecht hätte nur Einen Schedel, um es mit Einen Wurfe zu zerschmettern; und schlug sich vor den Kopf, und sagte: Ich Dummkopf, der ich gewesen! Indem er noch voller Zorn dastand, kam Unser Herrgott zurück mit der Gesellschaft. Das Schneiderlein wollte nach seinem Winkel eilen; der Herr aber, in seiner Milde, lächelte über dessen unzeitigen Eifer, und sah an dessen aufrichtige Reue, und ließ ihm den Platz anweisen unter den übrigen frommen Christenmenschen, allwo er noch sitzt. — Diese Geschichte mag der günstige Leser für eine Fabel ansehen, wie sie denn eine ist; die Lehre aber, die darin steckt, ist keine Fabel, sondern eine wichtige Wahrheit, die man sich wohl zu Herzen nehmen soll.

42. Teufels Bekehrung. *)

Der Teufel war sehr übel auf,
Und stund ihm schier das Leben drauf;

*) Herrn Wit genannt Dörring, aus besonderm régard gewidmet, — zum Dank, daß er in seinen „Mittheilungen aus den Papieren des Teufels“ III. Th., oder „der Teufel in München“ des Volksbüchleins zwar nicht ehrlich, aber doch ehrenvoll gedenkt. Die Bemerkung übrigens, „daß das Werk dem Könige von Bayern gewidmet sey,“ ist wohl nur eine der figürlichen Redensarten, womit seine poetischen Schriften in so reichem Maße ausgestattet sind, daß es oft schwer fällt, das Wahre vom Falschen zu sondern, und beydes nach Verdienst zu würdigen.

Drum wollt er in die Kirche gehen,
Und von der alten Art abstehen;
Nachdem er aber genommen ein,
Und wieder kommen auf die Bein,
Hat er's als wie zuvor getrieben,
Und ist der alte Teufel blieben.

---

43. Der böse Sachwalter und der Teufel.

Guten Menschen kann der Böse nichts an, und der Teufel selbst schützt sie, indem er die Ruchlosen holt. — Ein schlimmer Sachwalter ging zu einer Zeit über Feld, um einen armen Landmann, der einem reichen Kauzen in der Stadt schuldig war, auszupfänden und von Haus und Hof zu treiben. Unterwegs begegnet ihm ein Jäger. Aus der Hahnenfeder auf dem Kopfe, und dem Pferdsfuß, den er nachschleppte, erkannte der Sachwalter alsbald, daß es der Teufel sey; und dieser hatte es auch kein Hehl, sondern sagte: Er wolle ihn auf seinem Gange begleiten, und er sey gern bey so einem Geschäfte, wo die Thränen der Armen zum Himmel schreyen; es klinge ihm, wie eine Musik in der Hölle. Der Sachwalter mußte den Gesellen wohl an seiner Seite dulden; er dachte aber im Ernst darauf, ihn auf gute Manier bey Seite zu schaffen, Indem gingen sie so eben bey einem

Felde vorbey, worauf ein Bauersmann ackerte. Der schlug auf die Mähre los, die nicht mehr ziehen wollte, und rief: Das dich der Teufel hohl'! „Hörst du's? sagte der Sachwalter. Das wäre so ein Bissen für dich." Der Teufel aber sagte: Es ist dem Racker kein Ernst; auch habe ich heute keinen Appetit zu Roßfleisch. Sie kamen bald darauf in ein Dorf. Da hörten sie ein Kind gewaltig schreyen, und die Mutter zanken, und sie sagte zuletzt: Wenn du nicht still bist, so ruf ich dem Fankerl, daß er dich hole. „Hörst du? sagte wiederum der Sachwalter. Warte ein wenig, so kann dir der zarte Bissen nicht entgehen." Der Teufel aber sagte: Es ist der Vettel kein Ernst; auch habe ich heute just keinen rechten Appetit zu Kindsfleisch. Endlich langten sie im Orte an, wo der arme Schuldner des reichen Gläubigers wohnte. Sie traten ins Haus. Der böse Sachwalter brachte seine Forderung an, und drohte ihn von Haus und Hof zu jagen, wenn er ihn nicht bezahlte. Der arme Mann bath noch um eine Frist von einigen Monathen; wenn die Aernte vorbey sey, so wolle er bis auf Heller und Pfenning bezahlen. Aber, vom Teufel aufgehetzt, wollte der Sachverwalter von keinem Aufschub wissen. Da bath der arme Mann wenigstens um einigen Nachlaß; er wolle das Geld, so weit es gehe, bey den Nachbaren zusammen betteln. Aber der Teufel hetzte noch mehr

den Sachwalter, und dieser sagte, er gebe ihm weder Aufschub noch Nachlaß im mindesten. Da zerraufte sich der arme Mann die Haare, und sein Weib und seine Kinder kamen herbey, und warfen sich dem bösen Sachwalter zu Füßen, und weinten und bathen, daß es hätte einen Stein rühren mögen. Aber der Teufel schürte immer mehr, und der Sachwalter wurde immer böser, und er stieß das Weib mit dem Fuß weg, nnd schleuderte ein Kind weg in die Ecke. „Ey, so hol' dich der Teufel!“ rief der arme Mann voll Inngrimm, und wollte an ihn. Der Teufel aber packte den Sachverwalter am Arm, und sagte: „Hörst du? dem ist's einmal rechter Ernst. Auch habe ich heute just recht guten Appetit zu Schurkenfleisch.“ Damit fuhr er mit ihm zum Haus hinaus.

---

44. Das Glöcklein.

In alten Geschichten wird viel erzählt von den Listen, womit der Teufel die Menschen zu berücken sucht; aber es steht auch geschrieben, daß fromme, gottesfürchtige Leute seinen Schlingen allzeit entgangen sind. Wie denn folgende Historie beweiset: Ein frommer Rittersmann, dessen Gemahlinn an einer schweren Krankheit darnieder lag, ritt eines Morgens aus, um zu einer Kapelle zu wallfahren, worin

ein wunderthätiges Marienbild war. Als er durch einen Wald ritt, sieh! da kam ein furchtbar großer Bär auf ihn los, und zerriß sein Pferd; und da kein Hieb und Stich das Unthier verwunden konnte, so wäre er selbst gewiß umgekommen, wenn ihm nicht ein Jägersmann, der von ungefähr des Weges kam, zu Hülfe geeilt und ihn gerettet hätte. Aus Dankbarkeit nahm er ihn in seine Dienste. Er hatte auch alle Ursache mit dem Jäger zufrieden zu seyn; denn er brachte ihm in der Woche mehr Wildbret ins Gewölbe, als ein anderer in einem Jahr. Also gewann er ihn lieb; und, als er am nächsten Sonntag wieder ausritt, um zur Kapelle zu wallfahren, und allda seine Andacht zu verrichten, ließ er ihn zurück zum Schutze seiner kranken Gemahlinn. Als der Ritter fort war, trat der Diener vor die Frau, und sagte: „er wisse eine Arzney, die ihr unfehlbar helfen würde; es sey aber auch das einzige, nämlich die warme Milch einer Löwinn.“ Die Rittersfrau jammerte, daß es unmöglich sey, dieses Mittel herbey zu schaffen, und sie klagte, daß sie sterben müßte. Da versprach ihr der Diener, die Milch herbey zu holen: und, sieh da! in einer Stunde stand er wieder vor ihrem Bette, und reichte ihr die Milch, und, nachdem sie dieselbe genossen, ward sie alsobald gesund. Und sie dankte ihrem Erretter, und war ihm von nun an hold, wie ihrem Gemahl. Als nun Abends

spät der Ritter heimgekehrt, sah er mit Verwunderung, daß seine Gemahlinn indeß gesund geworden; und er rief aus: Gelobt sey Gott und seine hochheilige Mutter! »Mit nichten, sagte die Rittersfrau; sondern die Ehre gebührt unserm Diener; der hat geholfen.“ Und sie erzählte ihm nun alles, was vorgegangen. Da ward es dem Ritter mit einem Mal unheimlich, und es entstand in ihm der Verdacht, daß da Zauberey obgewaltet habe, und Teufelskunst. Und er ließ den Diener sogleich rufen, und stellte ihn zur Rede im Namen Gottes. Der konnte nicht läugnen, sondern bekannte, daß er der Teufel sey. Darob entsetzte sich der Ritter und seine Frau; und er sagte ihm sogleich auf, und wollte ihm, um ihm nichts schuldig zu bleiben, den Liedlohn geben. Der Teufel aber wollte nichts annehmen; und als der Rittersmann in ihn drang, so sagte jener: er solle von dem Geld, das er ihm geben wolle, ein Glöcklein in die Kapelle stiften. Dieß Begehren wunderte den Ritter, und er fragte: »Ich begreife wohl, warum du das Unthier auf mich geschickt, und mich aus der Gefahr errettet hast; du hast mich von der Andacht abhalten, und dich in meine Gunst einschmeicheln wollen; und es ist dir deine List wohl gelungen. Aus gleicher Ursach hast du meiner Gemahlinn das Heilmittel herbeygeschafft; und, hätte ich in diese Zauberey gewilligt und sie gut geheißen,

so hätten wir uns beyde in deine Macht gegeben. Gott sey Dank, der mir die Augen aufgethan! Nun aber sage mir noch: warum willt du, daß ich ein Glöcklein stiften solle, das doch ein verdienstliches Werk ist. Da antwortete der Teufel: Darum: so lange kein Glöcklein in die Kapelle ruft, eilen die Leute früh dahin, und harren in Gebeth auf den Priester; wissen sie aber, daß sie ein Glöcklein ruft, so warten sie bis auf die Letzt, und kommen unvorbereitet und mit weltlichen Sorgen belastet zum Gebethe. Darum habe ich gewünscht, daß ein Glöcklein gestiftet werde in die Kapelle.

---

45. Der Teufel und der Wind.

In der U. L. Frauen Kirche zu München, wenn man zum Hauptthor hineinkommt, gewahrt man, einige Schritte vorwärts, einen Fußtritt im Pflaster, von wo aus man kein Fenster in der ganzen Kirche sieht. Hiervon wird folgende Geschichte erzählt, die übrigens glauben mag, wer will. Der Teufel, wie er denn von jeher allen Gottesbau zu verhindern gesucht, hatte zu spät vom Bau dieser Kirche erfahren, so daß das Gemäuer schon fertig und unter Dach war, als er davon Kunde erhielt. Da nahm er den Wind mit sich, verhoffend, mit dem Gesellen

das Gotteshaus wieder zu zerstören. Ehevor wollte jedoch der Teufel noch das Innere der Kirche beschauen; er hieß den Wind draußen warten, und sprang selbst Eines Sprunges zur Hauptthüre hinein. Und man kann den Fußtritt noch heutigs Tags sehen, wo er gestanden seyn soll, der Teufel. Wie er denn hier kein Fenster erblickte, war er unmaßen froh, vermeinend, der Baumeister habe vergessen, das Licht herein zu lassen; und voll Freude über das mißlungene Werk setzte er zur Seitenthür hinaus, und ging davon, ohne den Wind abzurufen. Der, nachdem er lange genug gewartet, suchte um die Kirche herum nach dem Gesellen. Und seit der Zeit geht und weht und suchet er um die Kirche, und das wird wohl so dauern bis zum jüngsten Tag.

46. Der Schmid von Mitterbach. *)

Unser Herrgott und der heilige Petrus sind einmal mit einander gegangen, und sind zum Schmid nach Mitterbach gekommen. Der hat ihnen etwas zu essen und zu trinken gebracht, und hat ihnen selber aufgewartet. Wie sie nachher weiter haben gehen wol-

*) Wörtlich übersetzt aus Schmeller's „Mundartproben," die den Anhang zu dessen Werke „die Mundarten Bayerns" bilden. Vielleicht daß ein und der andere Leser Lust bekäme das Werk selbst zu lesen, und den Wildgesang süddeutscher Poesie in diesen „Wäldern" kennen zu lernen.

len, da hat Unser Herrgott gesagt: Jetzt, Schmid, kannst dir drey Wünsche thun, welche du willst. »Nun, so wünsch' ich mir zum ersten einen Kirschbaum voll schwarzer Kirschen, und wenn jemand hinaufsteigt, daß er nimmer herab kann, bis ich's sag; zum anderten möcht ich einen Schlafsessel; wenn einer hineinsitzt, daß er nimmer heraus kann, bis ich's sag'; und zum dritten einen ledernen Beutel, daß neune darin Platz haben, und nimmer heraus können, bis ich's haben will.« Der heilige Petrus: »Jetzt hast du drey Ding gewunschen, und den Himmel dennoch nicht.« Der Schmid: „Ey! der Himmel ist mir allemal gewiß.« — Kaum sind die zwey Gäste fort gewesen, so ist vor dem Haus schon ein Kirschbaum da gestanden voll schwarzer Kirschen, und in der Stube der Schlafsessel, und in der Schmitte ist der große Beutel gehenkt. — Es steht nicht lang an, so kommt der Teufel vor die Schmitte, und sagt: »Richt dich, Schmid, du mußt mit mir.« Der Schmid: „Muß zuerst die Arbeit fertig machen. Steig da einmal auf den Kirschbaum, und thue die Kirschen herab.“ Der Teufel steigt auf den Kirschbaum, und ißt sich genug Kirschen. Wie er aber fort möchte, kann er nicht von der Stell. Der Teufel: »O mein Schmid von Mitterbach, laß mich doch wieder herab; ich will dich gerne gehen lassen.“ Der Schmid: „Nun, so steig halt herab, und komm'

nimmer.“ — Ueber ein Weil kommt wieder ein Teufel vor die Schmitte, und sagt: „Schmid von Mitterbach, richt dich zusammen, du mußt mit.“ Der Schmid: „Setz dich nur ein Bißel in den Sessel da, bis ich mit dem Hufeisen fertig bin.“ Der Teufel setzt sich in den Sessel, und sitzt die ganze Nacht, und kann nimmer aufstehen. Der Teufel: »O mein Schmid von Mitterbach, mach mich wieder los; ich komm nimmer um dich.« Der Schmid: „Nun so geh halt zu.« — Bald darauf sind neun Teufel auf einmal in die Schmitte gekommen, und haben gesagt: „Schmid von Mitterbach, jetzt ist das Maß voll; du mußt mit uns in die Hölle.« Der Schmid: „Und wenn ihr mir nicht in den Beutel hinein schliefet, der da henkt, so geh ich nicht mit euch.“ Nun, denken sich die Teufel, wir wollen dich schon kriegen dafür; und schliefen in den Beutel. Der Schmid aber bindet ihn zu, und legt ihn auf den Amboß, und schlagt die armen Teufel so her, daß sie geschrieen und gewinselt haben: „O mein Schmid von Mitterbach, nur dieß Mal hör auf, und laß uns aus; du darfst nicht mit in die Höll'. Der Schmid: „Nun, so kriechet halt heraus, und geht heim, und sagt was euch geschehen ist.“ — Nachher ist wieder kein Teufel mehr gekommen zum Schmid; er hat aber so nimmer gar zu lang gelebt. Wie er gestorben war, ist er zuerst vor die Höll-Thür gekommen, und hat angeklopft.

„Wer ist draußen?“ „Der Schmid von Mitterbach.“ „Nein, nein! dich lassen wir nicht herein, du bist uns allzu grob.“ Von dort geht er fort, und kommt an die Himmel-Thür, und klopft an. „Wer ist draußen?“ „Der Schmid von Mitterbach.“ „Gelt, sagt der heilige Petrus, du hast dir den Himmel nicht gewunschen, und jetzt möchtest du dennoch hinein; geh nur fort, es wird dir nicht aufgethan.« Der Schmid: »Laß mich doch nur hinein schauen, daß ich auch weiß, wie's im Himmel ist; nachher geh ich schon.“ Der heilige Petrus machte die Thür ein wenig auf; schnapps! wirft der Schmid von Mitterbach sein Schurzfell vor sich hinein, und springt nach, und setzt sich drauf: „Jetzt, sagte er, sitz ich auf meinem Gut! Ein Schelm, der mich abe thut!“ Und weil's im Himmel keinen Schelmen gibt, so ist der Schmid von Mitterbach drinnen geblieben.

47. Die Träume.

Ein Schwank.

Einsmals gingen drey Gesellen miteinander über Land, und konnten einen ganzen Tag hindurch nichts zu essen finden, als nur ein Brod, obgleich sie sehr hungrig waren. Und einer von ihnen sagte zu den andern: Hört, wird das Brod in drey getheilt, so wird jedem sein Theil zu klein, und keiner bekommt

satt. Und so wurden sie deß überein, daß sie sich schlafen legten, und welchem unter ihnen der seltsamste Traum träumte, der sollte das Brod allein haben. Das geschah, und sie legten sich schlafen. Bald aber weckte derjenige, welcher diesen Rathschlag gegeben hatte, seine Gesellen, und forderte sie auf, daß jeder seinen Traum erzählen sollte. Da sprach der Erste: „Mir träumte so: ich sah eine goldene Leiter herabkommen, auf dieser stiegen Engel auf und ab, und nahmen meine Seele aus meinem Leib, und führten sie mit sich gen Himmel; daselbst wurde ich auf einen goldenen Sessel gesetzt, und es stand ein Tisch vor mir voll köstlicher Speisen, und ich durfte nur sagen: Maul, was willt? so hatt' ich's. Und das war mein Traum.“ Da sprach der Andere: „Ich habe einen gar furchtbaren Traum gesehen, wie ich euch jetzt erzählen will. Ich habe viele Teufel gesehen, die kamen mit glühendem Zeug, und nahmen meine Seele, und führten sie zur Hölle. Da setzten sie meine Seele in einen Pfuhl von brennendem Schwefel und Pech, und sagten: Hier mußt du liegen und leiden, so lange Gott im Himmel herrschet. Das ist der Traum, den ich gesehen habe.“ Da sprach der schlaue Rathgeber: „So höret nun auch meinen Traum. Es kam ein Engel zu mir, und sprach: Willst du sehen, wo deine Gesellen sind? Da sprach ich: gern, lieber Herr, denn wir haben

ein Brod unter uns zu theilen, und ich fürchte, sie haben's mitgenommen. Der Engel sagte: nein, dem ist nicht also, denn das Brod liegt hier bey dir; komm denn, und folge mir nach. Und somit führte er mich vor das Thor des Himmels, und als ich hinein sah, erblickte ich dich. Und der Engel sagte zu mir: Sieh, dein Gesell läßt sich's hier wohl seyn mit Essen und Trinken, und lebt in dieser Fülle fortan ewiglich. Nun geh mit mir, daß ich dir auch deinen andern Gesellen zeige. Und da ich nun mit ihm ging, führte er mich zu dem Thor der Hölle, und ich sah dich daselbst, wie du gesagt hast, in einem Pfuhl von brennendem Schwefel und Pech. Da sagte ich zu dir: o lieber Gesell, mir ist es sehr leid, dich an solcher Stelle zu finden; sag mir doch, wie lang du hier bleiben mußt? Und du antwortetest: So lange Gott im Himmel herrschet. Drum geh nur, und iß das Brod auf, denn mich und meinen Gesellen siehest du nimmer wieder. Und da ich das von dir hörte, da stand ich auf, und aß das Brod ganz und gar.

---

48. Seltsamer Irrthum.

Das hätte sich der Schäfer von Kleinfelden nicht träumen lassen, daß ihm so viel Ehre wiederfahren könne, obwohl er sonst ein großes Stück auf sich

selbst hielt. Er war erst gestern in den Gemeinde-Dienst getreten, und saß heute Morgens auf freyem Feld unter der großen Linde am Wege, von wo aus er seine Herde gut überschauen konnte. Da ging eine Dirne aus dem Dorfe vorbey, eine gar schöne Tochter, und sie machte ein höfliches Buckerle vor ihm. „Blitz! dachte er sich; die merkt's, daß ich ein schöner Kerl bin, und ich stech' ihr ins Aug, nicht wenig.« Bald darauf kam der Mayer des nächsten Dorfes vorbey, und nahm den Hut ab. „Kurios! dachte er sich; wofür hält mich denn der? Und wir kennen uns doch nicht!“ Dann spazierte der Herr Pfarrer vorüber, und er zog gleichfalls den Hut ab, und verneigte sich tief vor ihm. Hm! sagte er, und schüttelte den Kopf, und wußte nicht, was er denken sollte. Zuletzt kam die Ammänninn, und die kniete gar vor ihm nieder. „Na, dachte er sich, das geht zu weit; ich bin doch nur ein sündiger Mensch, und das ist eitle Abgötterey.« Also stand er fast unwillig auf. Jene aber blieb knieen, und bethete fort. Das wunderte den Schäfer, und er drehte sich um, und nun sah er, oberhalb am Baume, worunter er saß, ein Krucifix. „Holla! sagte er; also der ist gemeint, nicht ich!“ Er zog jetzt auch seinen Hut ab, und gab Ehre dem, dem sie allein gebührt.

49. Volkssagen aus Oberschwaben.

1. Der Hüllenweber.

Unter dem Galgen von Blonhofen liegt ein Schatz. Eines Tags thaten sich vier Männer aus dem Ort zusammen, die wollten ihn heben; und unter ihnen war einer, der hieß der Hüllenweber. Als sie tief genug gegraben hatten, kamen sie auf den Schatz. Auf dem Schatz aber saß ein feuriger Hund, der sagte: „Eins, zwey, drey, vier; und einer gehört mir; und einer muß des Teufels seyn, und soll's der Hüllenweber seyn.“ Der Hüllenweber erschrak, und sagte: „Gott will nit!“ Und in dem Augenblick ist der Schatz verschwunden; der Hüllenweber aber ist gerettet worden.

2. Der Spielmann.

Eines Tags ging ein Spielmann von Blonhofen aus spät Abends nach Hause. Unterwegs kam er an einem Wirthshaus vorbey, das er vorher niemals da gesehen hatte; und drinn brannten noch Lichter, und die Leute tanzten und lärmten. Er glaubte, daß er sich verirrt habe, und er ging hinein. Man hieß ihn aufspielen, und er that's, und die Tanzenden bezahlten ihn mit Goldstücken. Gegen Morgen hin verließ ein Paar ums andere das Wirthshaus; und als man in Blonhofen das Gebeth läu-

tete, war mit einem Male alles verstoben, sammt dem Wirthshaus. Der Spielmann aber saß auf dem Galgen. Und wie er sich nach seinen Goldstücken umsah, da waren es lauter Glasscherben. Die warf er unmuthig weg. Später aber, als er nach Haus gekommen, war noch ein Stück in der Tasche, das war ein Goldstück. Er ging darauf wieder zum Galgen zurück, um die weggeworfenen Stücke wieder zu suchen; er fand aber kein einziges mehr.

---

50. Das Gespenst.

(Eine Sage aus Oberschwaben.)

»Nun haben wir nur noch eine Viertelstunde bis zur Stadt; wir sind schon bey der Märzenburg“ sagte der Webermeister zu seinem Gevattersmann, der auf einen Besuch gekommen. „Ihr luget umsonst nach der Burg, sagte der Meister; die ist schon seit undenklichen Zeiten versunken; aber Reste von Gemäuer findet man noch da in der Tiefe, und das Fräulein geht noch um bis auf den heutigen Tag. Wenn Ihr ein Sonntagskind wäret und ein Junggeselle, so könntet ihr sie hören, und erlösen. Sie schwirrt, husch! husch! um einen herum, und setzt sich unversehens auf den Rücken. Wer sie nun bis in

die Stadt trüge, und dreymal um die St. Martinskirche herum, der würde sie erlösen, und er bekäme alle Schätze, die dort verborgen liegen in der Märzenburg. Aber Gott behüt uns! der Geist, der anfangs federleicht ist, wird Schritt vor Schritt schwerer, und es liegt einem zuletzt wie eine Last Bley auf dem Rücken. Keiner, der's versucht, hat's noch überstanden, und sind alle jämmerlich erlegen." — „Ihr seyd voller Schwänke — sagte hierauf der Gevattersmann — und der Weg wird einem, wägerle! nicht lang neben Euch. Was Ihr da erzählt, ist freylich schon vielen Mannsleuten begegnet, auch anderwärts; anfangs sind sie alle federleicht, die Weiber; sie werden aber von Jahr zu Jahr schwerer, und zuletzt erliegen die Männer unter des Weibes Last, und haben weder Erlösung gefunden, noch einen Schatz." „Ihr seyd ein Schalk, sagte der Meister; und Ihr wisset die Geschichte wohl zu deuten. Aber wahr ist sie, wie ich sie Euch erzählt habe; das könnt Ihr mir glauben." „Ich muß wohl, sagte der Gevattersmann; denn ich hab's leider selbst erfahren." Unter diesem erbaulichen Gespräch langten sie in der Stadt an.

51. Die Geschichte vom Korbmacher und seiner Frau.

Als der erste Korb fertig war, sagte der Korbmacher zu seiner Frau, die so eben zur Thür herein trat: Gottlob! der Korb ist fertig. Die Frau, schon längst überdrüßig des langen Versuchens, sagte schnippisch: es wäre auch einmal Zeit. Das wurmte den Korbmacher; er hob bedächtig eine Wiede vom Boden auf, und sprach: Lieb Weib! sags gutwillig: „Gottlob, der Korb ist fertig.“ Die Frau aber sprach: „Und das thu' ich nicht.“ „So will ich dir's lernen“ sagte der Korbmacher, und hieb ihr ein Paar über den Buckel; das Weib schrie Mordio; und über dem Lärmen trat der Nachbar herein, und fragte, was es gebe. Der Korbmacher erzählte ihm getreulich die Geschichte, und der Nachbar meinte, um eines Wörtleins willen solle man nicht sogleich mit Fäusten drein schlagen. Nachdem er also den Mann zur Räson gebracht, ging er nach Haus, und erzählte den Handel seiner lieben Ehehälfte. „Des Nachbars Weib hat Recht gehabt, sagte die Frau; und ich hätt' es an ihrer Stelle auch nicht gethan.“ Diese Rede verdroß schier den Hausmann; und es kam hier, wie dort, zuerst zum Hin- und Herwörteln, und dann zum Fäusteln. Die Hausfrau erzählte noch in derselbigen Stunde die Geschichte ihrer Nachbarinn,

und so fort eine der andern im Dorfe noch an demselbigen Tage; und die Weiber, geschwätzig, wie sie sind, erzählten sie ihren Männern, und jede setzte bey: „Und sie hätte es auch nicht gethan an der Korbmacherinn Stelle.“ Deßhalb haben denn auch die Männer alle ihren Weibern also gethan, wie der Korbmacher seiner Frau. Die Sage ging drauf von Dorf zu Dorf, von Stadt und Stadt, und in Zeit von einem Jahr haben fast alle Weiber Prügel bekommen von ihren Männern im ganzen heiligen deutschen Reiche. Und noch heutigs Tags, welche Frau der Korbmacherinn Recht giebt, die wird von ihrem Manne coram genommen, und das von Rechts wegen.

---

52. Noch ein ditto von einem bösen Weibe.

Es war einmal ein Weib, die hieß Margarita; muß aber keine Perle gewesen seyn, wenn der Grabschrift zu trauen und zu glauben ist, welche ihr von ihrem Mann gemacht und gesetzt wurde. Die lautete:

Hier liegt begraben Frau Margarit,
Ob ich für sie bethen soll, weiß ich nit;
Ist sie im Himmel, da braucht sie's nit;
Ist sie in der Höll, da hilft's ihr nit;
Ist sie im Fegfeuer, ich erlös' sie nit;

Gott geb, daß sie so lang werd gefegt,
Als sie lebend mich zu fegen pflegt.

Merk: Diese und andere Geschichten von bösen Weibern sind wohl nur erdichtet von bösen Männern, und werden nacherzählt von guten, z. B. von mir und dem günstigen Leser, um die Weiber zu necken, die man liebt.

53. Sind das nicht Gänse?

Ein Jüngling, der von Kindsbeinen an von einem frommen Einsiedler in einer Wüste auferzogen worden, kam eines Tags, von seinem geistlichen Vater begleitet, zum ersten Mal in eine Stadt, unter Menschen. Wie denn die Jugend neugierig ist, so ließ er, trotz dem Verboth des heiligen Mannes, seine Augen an allen Enden und Orten herum schiessen, und er konnte sich nicht satt sehen an der Herrlichkeit der Gebäude, und am Gewühl der Menschen. Besonders aber fiel ihm auf die Menge bunter Dinger, die, wie Schmetterlinge, in allerley Farben einher prangend, vor ihm leichten Schrittes vorbey schwebten. Ach! unter dem schön gelockten Haar leuchtete ein so freundliches Gesicht, und im Gesichte funkelten zwey Augen, deren Strahl er nicht zu ertragen vermochte; und Roth und Weiß floßen in einander, wie die Farben in den Tulipanen; und

ein Mund — ! — Der geneigte Leser, der sich in der Welt umgesehen hat, wird errathen, daß diese Dinger eben Mädchen waren. Das wußte aber der Jüngling aus der Wüste nicht, und er fragte daher den Einsiedler: Was denn dieß für wunderschöne Dinger seyen? Der fromme Vater, um die Seelenruhe seines Zöglings besorgt, sagte: Ah! das sind Gänse! — Von der Zeit an, als sie wieder in die Wüste zurückgekommen, bemerkte der Einsiedler, daß aus seinem geistlichen Sohne ein ganz anderer Mensch geworden. Er weinte, wenn er aufstand; er weinte, wenn er sich niederlegte; er weinte unter Tags, wenn er bethete, wenn er aß, wenn er arbeitete. Endlich, des trüben Sinnens und Treibens überdrüßig, stellte der Alte ihn zur Rede, und fragte ihn: was ihm denn fehle? „Ach, (sagte der Jüngling, und ein langer, banger Seufzer erstickte schier seine Stimme) Ach, wenn ich nur so eine Gans bey mir hätte!

Meine Mutter hat Gänse,
Sechs blaue,
Sechs graue;
Sind das nicht Gänse?

---

54. Hier lernt man französisch.

Während der langen Zeit, als die Franzosen in Deutschland hauſ'ten, hatte jedermann von uns Ge-

legenheit genug, französisch zu lernen, und sogar je-
der Bauer wußte sehr wohl, was Buger, tuts-
wit, l'arschan u. s. w. heiße. Darüber braucht
man sich auch nicht zu wundern, — hat es doch so-
gar das Vieh gelernt, wie folgende Geschichte be-
weiset. Ein Franzose hatte sich im Wirthshause et-
was verspätet, und ging, ziemlich betrunken, nach
dem Zapfenstreich heim ins Quartier. Unterwegs
wollte er doch erfahren, wie hoch es an der Zeit
sey, und klopfte an einer Hütte an, und fragte auf
französisch: wie viel Uhr? Die Hütte war aber ein
Schweinstall. Die Sau darin antwortete auf fran-
zösisch (recht durch die Nase): ons! ons! das heißt
auf deutsch: eilf. Der Franzos fragte weiter: ob's
schon lange geschlagen habe? Da antworteten drinn
die Ferkel, ebenfalls auf französisch: wui! wui!
das heißt auf deutsch: ja. Der Franzos sagte: Schwu-
remersi (höflichen Dank!) und ging seines Wegs
weiter. Als er nach Hause gekommen, sah er auf
der Wanduhr, daß sie wirklich recht gesagt hätten,
die drinnen in der Hütte.

55. Kluge Ausflucht.

Ein Nürnberger und ein Augsburger kamen in
Augsburg mit einander zu streiten: welche unter ih-
ren beyden Städten die reichste und mächtigste wäre?

Der Nürnberger wurde mit vielen Schlägen gezwungen, zu sagen, daß es Augsburg sey. Es fügte sich aber nachgehends, daß eben dieser Augsburger wegen seiner Geschäfte nach Nürnberg kam, und der Nürnberger wollte sich rächen, fragend: Welche Stadt ist nun am reichsten und mächtigsten? Der Augsburger antwortete: Nürnberg. Wohl, sagte jener, warum hast du dieß nicht auch in Augsbnrg bekennet? Mein Freund, sagte der Augsburger, ein jeder Hahn krähet auf seinem Miste. Und also kam er ungeschlagen davon.

56. Von Fuggers Hund.

Weiter treibt's kaum ein Mensch an Uneigennützigkeit und Treue gegen seine Herrschaft, als Fuggers Hund, von dem die Augsburger zu erzählen wissen. Es hatte nämlich einer aus den reichen Fuggern einen großen Hund, der darauf abgerichtet war, daß er das Fleisch für seines Herrn Tisch Tag für Tag aus der Metzig holte, nnd in einem Korb nach Haus trug. In diesem seinem Amte war er so treu, daß er nie von dem ihm anvertrauten Schatze etwas anrührte, ob es ihm gleich gar zu gut in die Nase roch; ja, er hielt auch seine lüsternen Kameraden, die in Rudeln ihn umschwärmten, klüglich und tapfer ab durch Ausweichen, Knurren

und Zähneblecken, nach treuer Hunde Art. Eines Tages aber fielen sie mit großer Uebermacht über ihn her, und entrissen ihm den Korb, und machten sich an die Beute. Da, wie er sah, daß alles Heulen und Beißen nichts mehr verschlug, und sah, wie seine Würste und Braten den hungerigen Gesellen so wohl schmeckten, da dachte er bey sich: „Ein Schelm thut mehr als er kann“ und fraß eben auch mit. Und so sagt man noch heutigs Tags von Menschen, welche ein Gleiches thun: Er macht's, wie Fuggers Hund.

57. Trinkregel.

Der Langenmayr von Wasserburg bey Lindau am Bodensee wurde eines Tags von lustigen Zechbrüdern gefragt, wie er's doch anfange, daß er keinen Rausch bekomme, da er doch mehr trinke, als andere. Der antwortete: Liebe Leute! auf das viel kommt's beym Trinken nicht an, sondern auf das wie. Ihr andern, zum Beyspiel, fangt mit einem Schöppli an; dann geht ihr an's Seitel; zuletzt kommt ihr zur Maß. Ich aber, seht, mach's gerad umgekehrt: ich fange mit der Maß an, komme dann zum Seitel, und endige damit, daß ich sage: Wirth! noch ein Schöppli zu guter Letz! So kann's mir denn nicht fehlen. Ihr wißt ja, liebe Nachbarn:

Man stellt keine Säule auf die Spitze, sonst fällt sie um. Und wenn man einen Thurm baut, so wird das Schwerste allzeit unten gelegt. Und kurzum, Alles muß sein Fundament haben, worauf es ruhen mag."

58. Der fromme Müller.

Ein Müller wohnte zwischen zwey Kirchdörfern, so daß sein Haus zu dem einen, und die Mühle zu dem andern Dorfe gehörte. Die Einwohner beyder Dörfer, welche sich seiner Mühle bedienten, lobten ihn wegen seiner Frömmigkeit und Ehrlichkeit; und als er starb, geriethen sie in Streit, weil jede Gemeinde ihn auf ihrem Kirchhof haben wollte. Sie konnten sich darüber nicht vereinigen, und fingen einen Prozeß an. Der Richter entschied: daß man den Todten auf einen Wagen legen, zwey Pferde davor spannen, und dieselben mit Peitschen forttreiben lassen sollte; auf welchem Kirchhof sie alsdann stehen bleiben würden, dahin sollte man ihn begraben. — Da die Bauern dieses für gut annahmen und ausführten, liefen die Pferde in vollem Trab dem Galgen zu, und blieben daselbst stehen. Die Bauern verwunderten sich nicht wenig darüber, und sagten: Sollten wir auch betrogen seyn? Und sie berathschlagten, was nun zu thun sey. Dieß ist ein Platz,

sagten sie, wohin Leute begraben werden, die nicht viel taugen, und wir wissen nicht, wie sein Herz beschaffen war. Wir wollen auch deßhalb nicht mehr darum streiten, sondern ihn hieher begraben. — Wie sie ihn nun vom Wagen nahmen, kam ein Bulle in Furie daher gelaufen, und brüllte: Hanguf! hanguf! worüber sich die Bauern noch mehr verwunderten, und den ehrlichen Müller aus Barmherzigkeit unter dem Galgen begruben.

---

59. Was einem Schlossergesellen auf der Herberge zu Wien begegnet.

Ein Schlossergesell aus dem Reich kam auf seiner Wanderung nach Wien. Wie er so die ersten langen und breiten Straßen durchwandert, fragt er einen, der vorbey ging, wo die Schlosserherberg sey. Dieser, ein Schalk, zeigte auf ein großes Haus hin, und sagte: dort, wo du die Schlüssel angemahlt siehst auf der Tafel. Es wollte anfangs dem guten Schwaben sonderlich vorkommen; denn das Haus war überaus schön und groß, und die Herbergen, die er bisher gesehen, waren klein und wüst; allein er bedachte bey sich: „Wien ist eine überaus große und schöne Stadt, und also muß eine Herberge auch überaus groß und schön seyn. Und die Schlüssel sind deutlich angemahlt, das seh' ich, und also ist's

richtig.“ Und also ging er durch das große Thor, und stieg die breite, marmorne Treppe hinauf, und machte, mir nichts, dir nichts, ohne anzuklopfen, die nächste Thür auf, und, ohne sich lange umzusehen, warf er den schweren Wanderbündel ab, und sagte: da bin ich. Als er aber nun aufschaute und umher sah, da vergingen ihm schier die Augen. Denn er befand sich in einem prächtigen großen Zimmer; da saßen an einem, mit Speisen reichlich besetzten Tische stattliche Herren im größten Putze; und er merkte nun wohl, er müsse unrecht dran seyn, und er nahm wieder seinen Bündel auf, und wollte fort gehen. Indem aber kam auf den Wink eines freundlichen, schwarz gekleideten Herrn, der ein großes Kreuz vorn an der Brust hängen hatte, ein Bedienter auf ihn zu, und fragte höflich; wer er sey, und was er wolle. Da bekannte der Geselle: er sey ein Schlosser von Profession, und daß ihm Einer gesagt habe, es sey hier die Schlosserherberg, wie aus dem Aushängschild zu sehen sey. Als das der Bediente dem Herrn hinterbrachte, lachte der schwarze Herr gar sehr, und die Gesellschaft mit. Der Schlosser dachte: jetzt sey es Zeit, sonst könnte auf's Lachen das Schelten kommen, und wohl gar noch was Aergeres, und er griff nach der Thür. Jener freundliche Herr ließ ihm aber bedeuten, er solle noch eine Weile bleiben; und er griff in die Tasche, und warf einige Zwanziger

auf das Teller, und schob's dem Nachbarn zu. Der legte auch einige Zwanziger hinein, und schob's wieder dem Nachbarn zu. Und also ging's die Reihe herum, und das Teller wurde schier voll. Das wurde denn zuletzt, auf des Herrn Befehl, dem Gesellen zugetragen, und er strich es ein, so viel es war, und sagte laut, so daß es alle hören konnten: „Vergelt's Gott! liebe Herren. Und nix für unguet!“ Und so verließ er das Zimmer und das Haus. Als er unten auf der Gasse war, sah er nochmal das Schild an, und es waren doch wahrhaftige Schlüssel angemahlt; und er konnte es nicht begreifen. Da fragte er einen, der vorüber ging, wer denn da drinnen wohne. Der sagte: Seine Eminenz, der päbstliche Nuntius. „Ah so! sagte der ehrliche Schwab; und er verstand zwar nicht, was das sey: ein Nunzius, und wie der zu einem Schild mit Schlüsseln komme; aber das wußte er, daß es ein reicher und freundlicher Herr sey; das sagte ihm sein Geld in der Tasche. Drauf ging er zu einem Meister; dem diente er ein Paar Jahre treu und redlich; und nach einiger Zeit gab ihm der Meister seine Tochter zur Frau; und der Schwab ist einer der reichsten Bürger geworden in Wien, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

60. Der schwäbische Sonn- und Mondfang. *)

Vor langen, undenklichen Zeiten ist es in Schwabenland geschehen, daß die von Munderkingen die Sonne und den Mond haben fangen wollen. „Ihr wisset, Bürgermeister und Gerichtsmänner — redete der Schultheiß die versammelten Väter an — wie der Aisterberg neben dem Pflummenhölzle fast ganz öd ist. Es wachs't auf dem halben Berg — und es ist doch so ein großmächtiges Werk — nicht einmal ein Bäumle. Ich bin schon so oft bös darüber worden, wenn ich den Nutzen betrachtet hab', den unser gemeines Wesen hätte, wenn man auch den Berg anbauen könnte. Man hat freylich nichts gespart bisher, es will aber immer nichts batten. Jetzt hab ich denn auch nach gesucht, wo doch der Fehler stecken möchte, und endlich bin ich drauf kommen. — Nächt zu Abend, geh ich in mein Feld hinaus, und will denn auch gucken und lugen, wie die Sonne hinab geht: ob's Morgen schön Wetter oder Regen abgibt. Und da seh ich nun, daß die Sonne gemächlich hinab geht, und grad mitten über den Aisterberg durch. He, gemach! hab ich gesagt. Bist du der Kamerad, der uns den Berg so verbrennt, sag ich. Aber sie hat mich nur schreyen lassen, und ist dort hinab, wie ein anderer Schelm. Und wie ich noch so dasteh,

*) Nach Seb. Sailer.

und ihr nachseh', kommt der Mond auch noch. Ja, was willt jetzt du da, hab ich gesagt; du willt gewiß auch über den Aisterberg nach, und was die Sonne nit verbrennt hat, das willt du gewiß verfrieren lassen, sag ich. Und wie ichs gedacht hab, so ist's gegangen; denn das Mondmännle, der bucklete Teufel, weist mir noch — —, und lauft, was gibst, was hast! über den Aisterberg hinab. Hast du denn, hab ich gesagt, kein andres Loch offen gefunden, du Besenbinder, als den Aisterberg? Könntest jetzt nicht ein bitzle einen Umweg nehmen, und im ebenen Land hinab marschieren? Muß denn der Donner dich über alle Büchel und Berg dahin führen? — Und alles das hab ich mit meinen Augen gesehen. Jetzt aber schließet selbst, wo der Fehler steckt. Ich glaub, es ist leicht zu errathen; denn wo die größte Hitz und die größte Kälte zusammen kommen, da kann ja nichts wachsen. Da habt ihr die Sach; und es braucht jetzt nichts mehr zu disputiren, als wie dem Ding abzuhelfen ist. Jetzt rathet Männer! „Peter Enderle, einer der Gerichtsmänner, nahm zuerst das Wort, und sagte: Mich däucht's, man soll gelinde Mittel brauchen, und die Sache im Frieden ausmachen. Wir wollen, sagte er, so ein Bildstöckle auf dem Berg machen, und hinaufschreiben: Bey zehn Thaler Strafe soll keiner darüber reiten noch fahren noch gehen, nicht einmal die Sonne und das Mondmänule.

Wenn sie aber anders thäten, so sollen sie des Landes verwiesen werden auf ewige Zeiten.« — Beischen Jackel meinte: man sollt ihnen Gerichtle legen, wie den Vögeln, so thäten sie's nicht merken.“ Uri's Hans sagte: »Wenn's brennt, was thut man? Löschen. Feuerkübel, Feuerhacken, Feuerleitern, Feuerspritzen her, so ist die Sonne bald gemeistert. Und dem Mond hängt man ein paar Pulversäckle an, und sprengt ihn in die Lüfte. Das ist meine Meinung.“ Der Bannwart, gefragt, was er meine, sagte: Mein Gutachten ist dieß: man nehme Büchsen, Burfel (Pulver) und Böller, und schieß den Teufel über den Haufen.“ Nun kam die Reihe an den Bürgermeister; der sagte: „Mit reifem Bedacht ist mein folgender Schluß abgefaßt. Und zwar von der Sonne sag ich, man soll ein paar Heuwägen voll Schnee hinausführen, und an's Oertle legen, wo sie durchgeht. Was gilt's, die Hitz vergeht! Was aber den Mond anlangt, so sag ich, man soll ein rechtes Feuer aufmachen; so verbrennt er mit Haut und Haar.“ Endlich gab der Schultheiß seine Stimme ab, und sagte: Meine wohlsehende Meinung ist, man soll an zwey Stangen ein Garn ausspannen, und auf dem Berg heimlich hinlegen. Sobald die Sonne und der Mond kommt, so heben zwey Mann die Stange auf. Nachher müßen sie mitten durchs Garn, und bleiben hangen, und wir haben

alle beyde Broddiebe." — Der Rath des Schuldheißen ward von allen gutgeheißen. Nur stieg dem Bürgermeister der Zweifel auf: was sie mit Sonn' und Mond anfangen sollten, wenn sie's hätten. — Auch dafür wußte der Schuldheiß Rath und Auskunft: Man laßt zwey Kästle machen mit Fenster und Umhäng, sagte er. Da sperrt man Sonn' und Mond hinein. Bey Tag laßt man die Sonn' heraus, und bey Nacht den Mond. Und daß auch die ganze Gemeinde den Nutzen hab, so laß ich alle beyde Kästle auf den Glockenthurn hinauf machen, eins dahinten, und das andere davornen; es soll für zwey Knöpf gelten." Damit waren die Bauern zufrieden. — Aber des Schuldheißen Student, der den Leuten insgeheim zugehört, und der wohl wußte, was an Sonn und Mond sey, und daß man sie nicht fangen könne, wie etwa ein paar Lerchen oder Nachteulen, lachte sich den Buckel voll, und er dachte sich: das wird einmal wieder einen rechten Schwabenstreich absetzen; ich freue mich schon drauf. —

Die Bauern gingen alsobald an's Werk. Feuerleitern wurden herbey gebracht, und Feuerspritzen und Feuerkübel, und ein Garn an zwey Stangen, und zwey paar Pelzhandschuh für die, welche die Stange halten sollten, und die Kästle, darin sie Sonn und Mond einquartieren wollten. Uri's Hans und Peter Enderle sollten die Stange halten; der Bür-

germeister hatte den Feuerkübel zur Hand, wenn's etwa brennen sollte; Beischen Jakel hielt die Feuerleiter, und der Schultheiß hatte die zwey Kästle in Bereitschaft. Der Bannwart sollte Ordnung und Polizey halten. — Und sie kam, die Sonne. »Die Stang' in Höh', rief der Schuldheiß; sie ist unser.“ „Nix haben wir — sagte Uri's Hans, der gestolpert und gefallen war, just, wie sie so recht ins Garn gewollt; — hinab gewischt ist sie hinter den Berg.“ Also standen die da, und hatten nichts. Der Student aber, der das Spektakel mit angesehen, lachte sich heimlich in die Faust, und sagte zu ihnen: Es hätte nicht fehlen können, wenn der Berg nicht gerutscht wäre, mit sammt der ganzen Erde. Und sie sollten sich nur frisch an den Mond machen, der könne ihnen wohl nicht auskommen.

Also, um einen gleichen Unfall zu verhindern, holten sie vor allem Ketten und Seile und Klammhaken und Nägel und Hammer und Deichelbohrer und Wagenwinden, und nagelten den Berg an, mit Pfählen und Bretternägeln. Der Schultheiß und der Bürgermeister sollten dieß Mal die Stange haben. — Und der Mond kam. Aber er ging hoch über sie hin, und sie konnten ihn nicht fangen, obgleich der Berg nicht rutschte, und die beyden das Garn empor hoben über Manneslänge. Also ist aus dem Mondsfang auch nichts geworden. — Der

Student aber lachte insgeheim, und er sagte: „Der Berg sey plötzlich eingesunken mit sammt der Erde, und sie dürften nur einen Thurm bauen, der bis an den Mond reiche, so könnte es ihnen nicht fehlen mit dem Fang.“ Das ließen aber die Bauern bleiben, und darum geht noch heutigs Tags die Sonne und der Mond über den Aisterberg, und es kann sie niemand dran hindern. — Also wird aus Schwabenland berichtet; ob aber, und was dran wahr sey an der Geschichte, kann man nicht so recht sagen, da sie sich schon seit langen, undenklichen Zeiten begeben haben soll.

III. Wanderungen des Spiegelschwaben. *)

Wie die sieben Schwaben aus einander gehen, und der Spiegelschwab sich zu dem Allgäuer gesellt.

Des andern Tags saßen zu Ueberbringen im goldenen Kreuz in aller Frühe schon die beyden Steinbrüderle, der Blitzschwab und der Spiegelschwab, bey einem Känntle guten Kesperwassers beysammen; denn der Wein von gestern hatte ihnen den Magen ganz wund gefressen, und den wollten sie damit wieder heilen. Der Gelbfüßler war schon über Berg und Thal: der Nestelschwab war auch schon fort zu seinem Mütterli; der Knöfleschwab flackte noch im Bett und schnarchte so laut, man glaubte, ein Mühlrad zu hören; der Allgäuer war im Heimgarten bey den Ochsen im Stall. Also konnten die zwey traulich mit einander reden, und es störte sie Niemand. Sie sprachen aber von der Rückreise, und welchen Weg sie nehmen wollten. Der Spiegelschwab sagte: „Ueber

*) Rudius ac plenius. Erasmi adagia.

Memmingen geh' ich nicht.« Der Blitzschwab aber sagte: „Das sey der nächste Weg nach der Grafschaft Schwabeck, und er müße eilen, um dem Kätherle auf die Kirchweih zu kommen." Und er redete dem Spiegelschwaben zu, daß er zu seinem Weib heim kehren sollte. „Lieber zu des Teufels Großmutter" sagte der. Und er trank ein Gläsle — eben nicht auf ihre Gesundheit. Der Blitzschwab hatte redlichs Bedauern mit ihm, und er sagte: Es muß ja freylich ein leidiger Stand seyn um den Ehestand, wenn die Uhr nicht auf Eins steht." „Ja wohl, sagte der Spiegelschwab; und vollends, wenn die Uhr gar auf die böse Sieben steht! — Indem sie noch so sprachen, trat der Allgäuer in die Stube. Zu dem sagte der Spiegelschwab: „Allgäuer, ich geh mit dir.« „Bygost! sagte der Allgäuer; und ich geh mit dir; so gehen wir alle beyde mit einander." Nach einer Weile aber fragte er den Spiegelschwaben: Aber los! wie halten wir's mit der Zehrung? Denn er wußte wohl, daß der Spiegelschwab einen Magen hatte, wie einen Schwamm, und daß es ihn immer durste. Der Spiegelschwab sagte: „Bratst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst." So war's dem Allgäuer recht; und sie schlugen ein. Darauf nahmen sie Abschied; und der Spiegelschwab sagte: er solle ihm sein Kätherle grüßen; und der Blitzschwab entgegen: er solle sein

einkehren, wenn er des Wegs käme. — Also, wem's recht ist, der gehe mit; und wem's nicht recht ist, der halte sie nicht auf.

Es möchte einer die Nase reiben,
Man soll die Zeit besser vertreiben.

Wie der Spiegelschwab den Allgäuer in der Zeche übervortheilt, und ihm den letzten Heller aus der Tasche spielt.

„Wir gehen dem Bodensee nach, sagte der Allgäuer; dann kommen wir an's Gebirg, und dann können wir nimmer fehlen.“ Also gingen sie dem Bodensee nach, und kamen nach Mörsburg, und kehrten da zum ersten Mal ein. „Zahlst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst — nicht wahr, so hast du gesagt?“ sagte der Allgäuer. „Ja, so halten wir's,“ sagte der Spiegelschwab. Sie tranken sechs Seiteln Wein, vom extrafeinen, und aßen dazu ein paar Würst, und um einen Kreuzer Brod. Fünf Seiteln kamen aber auf den Spiegelschwaben. Als sie aufbrechen wollten, so fragte der Spiegelschwab den Wirth, was die Würste kosten; der Wein gehe ihn nichts an, den bezahle sein Kamerad. „Bygost! sagte der; nach unserm Sprüchlein mußt du den Wein bezahlen.“ „Nun, wie heißt's? sag's einmal!“ Der Allgäuer murmelte die Worte her: „Zahlst du

mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst;" und er fand, bygost! daß er den Wein bezahlen müsse. — Von Mörsburg gingen sie nach Buchhorn; ist auch, was man so nennt, ein Städtle. Unterwegs aber kehrten sie nochmal ein, und der Spiegelschwab fing wieder an, tapfer darauf los zu bechern. Der Allgäuer dachte sich: „Sauf nur! dießmal mußt doch du bezahlen." Denn er hatte es nach vielem Nachsinnen heraus gebracht, daß der Spruch so oder so gelte, je nachdem ihn der oder der hersagte. Als sie aufbrechen wollten, fragte der Spiegelschwab den Wirth, was das Essen koste; das Trinken gehe ihn nichts an, das bezahle sein Kamerad. „Daraus wird nix, Kamerad, sagte der Allgäuer; ich halte mich an das verabredete Sprüchlein." „Nu, wie heißt's?" fragte der Spiegelschwab. „Ja, wie heißt's? fragte entgegen der Abgäuer; sags nur du!" Der Spiegelschwab sagte: „Zahl' ich dir die Wurst, lösch'st du mir den Durst." Der Allgäuer riß die Augen weit auf; er fand aber, daß die Sache in Richtigkeit sey, und er bezahlte. Auf dem Wege dachte der Allgäuer immer dem Sprüchlein nach, und er sagte es sich vor, bald so, bald anders, und er konnte nicht ins Klare kommen, und wurde ganz konfus im Kopfe. So kam er matt und müd, hungrig und durstig in Buchhorn an. Als der Wirth fragte: was sie schafften? sagte der Allgäuer bey sich: Zahlst

du mir die Wurst, so lösch ich dir den Durst; und er schaffte an, was die Küche vermochte. Als er satt gegessen hatte, überdachte er wiederum, und da fiel ihm ein: „Zahl ich dir die Wurst, so löschst du mir den Durst," und er sprach nun eben so fleißig dem Weinglas zu, und trank mit dem Kameraden in die Wette. Drauf kam ihm wieder ein Skrupel; er merkte, daß man das Sprüchlein so und so drehen und wenden könne, als zum Beyspiel: „Zahlst du mir den Durst, so lösch ich dir die Wurst" oder „Löschst du mir die Wurst, so zahl ich dir den Durst," und so warf er den Spruch im Kopf hin und her, und, je nachdem der Wurf fiel, so nahm er wieder einen Bissen oder einen Schluck zu sich, einen allgäuerischen. Also hat sich des andern Tags die Zeche völlig ausgeglichen.

Der allzeit säuft und allzeit schlemmt,
Behalt zuletzt nicht ein gutes Hemd.

Wie der Spiegelschwab ein Mittel ersinnt, um zu Geld zu kommen.

Aus der Zeche, die ihnen der Wirth in Buchhorn machte, sahen sie, daß sie sich zu sehr angestrengt, und den Beutel eben so leer, als den Ma-

gen voll gemacht hätten. Es kostete ihnen den letzten Pfenning, und also mußten sie darauf denken, wie sie wieder zu Geld kämen. Nun gibt es bekanntlich drey Mittel, um zu Geld zu gelangen: Arbeiten, betteln, und stehlen. Arbeiten konnten unsere Landsfahrer nicht; betteln wollten sie nicht; und um das Stehlen ist's eine eigene Sache; es kostet oft mehr, als es einbringt. Der Spiegelschwab ersann ein viertes, das ist, die Leut' bescheissen. Er kam nämlich auf den Einfall, einen Wurmdoktor zu spielen, und der Allgäuer sollte sein Helfershelfer und Hanswurst seyn. Also sammelten sie auf dem Wege und in den Dörfern fleißig, was sie an Trockenem und Nassem fanden, und das Eine vertheilten sie in kleine Packetlein, und das andere thaten sie in einen Tegel, den sie haben mitgehen lassen, und es sah schier aus, wie eine überzuckerte Latwerge. „Nun kann's uns nimmer fehlen, sagte der Spiegelschwab; wir sind gemachte Leute." Der Allgäuer schüttelte zwar den Kopf, und meinte, das Ding werde fehl schlagen, und man werde sie ertappen auf dem Betrug. Jener aber sagte: dafür solle er nur ihn sorgen lassen; und mundus vult, sagte er: „Glaub's mir nur, Allgäuer!" „Ich muß wohl, sagte der Allgäuer.„ Also kamen sie Abends nach Lindau, wo sie beym Bräuer einkehrten, um wieder einmal den Magen mit Bier auszupichen.

Wer lügen und betrügen kann,
Der ist noch oft der beste Mann.

Wie der Spiegelschwab in Lindau sich für einen Wurmdoktor ausgiebt.

Lindau heißt das deutsche Venedig, so wie der Bodensee das deutsche Meer. Stadt und Wasser ist zwar um vieles kleiner, als das wälsche; aber lieblich ist's doch dorten, und schön und groß. Absonderlich wenn man am Hafen steht; da wimmelt's von Menschen, und es kommen hier Leute zusammen aus allen Weltgegenden, sogar aus der Schweiz. Hier schlug denn auch der Spiegelschwab des andern Tags seine Bühne auf. Er hatte für sich und den Allgäuer Kleider aufzubringen gewußt, die ihnen gut anstanden. Der Allgäuer sah aus, wie ein Wickelkind, von oben bis unten eingefätscht, nur daß er die Füße frey hatte. Im Maul hatte er einen großmächtigen Schnuller, und auf dem Kopf trug er ein Häuble, mit feinen Spitzen aus Packpapier. So mußte man denn schon lachen, wenn man ihn nur ansah. Der Spiegelschwab kannte seinen Mann, und, da er wußte, daß er nur dummes Zeug schwatzen würde, so mußte er ihm wohl das Maul stopfen. Er selbst trat in Mantel und Mütze stattlich auf, und mit einem Knebelbart geziert, den er in der Nacht einem

schwarzen Bock ausgerauft hatte. In der Hand hatte er eine Hetzpeitsche, um dem Allgäuer Bewegung zu machen, wenn er sich nicht rühren wollte. Das sagte er ihm zuvor; und er solle nur nicht mucksen, sagte er, sonst sey das ganze Spiel verdorben, und man gneiße den Betrug. So bestieg er nun die Bühne, und er schrie aus: Allhier sind zu haben allerley wunderbarliche Mittel. — Und nun sagte er eine Litaney von Wehtagen und Lamtagen her, die er heilen könne. „Kommt, liebe Leute! schrie er; kauft! Hilft's nicht, so schadet's nicht." Die Leute kamen herbey, kauften aber nichts, sondern lugten nur das große Fätschenkind an, und lachten ihn aus. Der Spiegelschwab aber schrie ihm zu: „Rühr dich, Hänsle! rühr dich!" und gab ihm ein paar tüchtige Hieb über die Beine mit der Peitsche, so daß er umher hupfte, wie ein Laubfrosch. Und die Leute lachten noch mehr; kauften aber nichts.

Die Pfeif' des Voglers lieblich singt,
Bis 's Vöglein ihm ins Garn springt.

Von einer Wunderkur des Spiegelschwaben, und was sie für Folgen hatte.

Unter der Menge sah der Spiegelschwab Einen mit verbundenen Backen. „Komm her, du, sagte er;

ich will dir dein Zahnweh vertreiben; ich thue dir nichts und kostet dir nichts, so wahr ich ein ehrlicher Schwab bin. Der Mensch wollte es auf eine Probe ankommen lassen. „Thue das Maul auf, sagte der Doktor; ich muß dir was hineinstreichen; aber spey's nicht aus, und schluck's nicht hinunter, sondern behalt's so lang du kannst." Jener riß das Maul angelweit auf, und der Doktor strich ihm die Latwerge von einem End' des Kiefers zum andern. Der Kerl schnitt Gesichter, es wäre gut Teufel darnach zu mahlen gewesen; aber er behielt den Quark standhaft im Maul. „Thuts?" fragte der Doktor nach einer Weile. „Hm! hm!« sagte der Patient, und nickte mit dem Kopf. „So spey's aus!" sagte jener; und der Geheilte that's so plötzlich, daß der Bätz weit umher spritzte auf die Leute. Dann sprang er von der Bühne, und fort. Die Folge von dieser Wunder-Kur war, daß die Leute wacker einkauften. Wenn sie ihn fragten; wofür? so antwortete er: für Alles; nur könne er nicht aus alten Weibern und Huren Jungfrauen machen; sonst wäre er freylich ein steinreicher Mann, und er könnte Kutsche und Pferd' halten." Unter den Zwischenpausen unterhielt er sich mit dem Allgäuer, und das Hänsle machte Sprünge zum Verwundern. Einmal aber, als er einen gar zu argen Hieb um die Waden bekam, riß er vor Schmerz das Maul auf, so daß ihm

der Schnuller entfiel, und er rief: „Bygost!" und wollte auf den Doktor los fahren. Der aber gab ihm einen ernsten Deuter, und sagte: Schweig, Hänsle! und steckte ihm den Nuller wieder ins Maul; und Hans ließ sich's gefallen.

Halt nicht so viel auf das Geschrey,
Denk, daß es oft erlogen sey.

Wie der Spiegelschwab den Lindauern wahrsagt, und welches Zeichen er ihnen stellt.

„Dumm sind die Leute genug, dachte sich der Spiegelschwab; also kann man's schon weiter treiben mit ihnen." Er rief also aus, daß er auch wahrsagen und einem die Planeten lesen könne. Der Leser muß aber wissen, daß er dieß Handwerk schon längst getrieben hatte und zwar mit dem besten Erfolg. Er hatte einen ganz einfachen Kunstgriff dabey: er prophezeyte nichts Gutes. Wenn nun das Böse eintraf, so war's richtig; traf es aber nicht ein, so war's um so mehr recht. Und also setzte er sich weit und breit in den Ruf des besten Wahrsagers, und man ging zwar nur mit Zittern zu ihm, aber man kam doch. Die Lindauer, wie sie denn neugierige Leute sind, ließen sich auch hierin zum Besten haben; und wie sie sahen, daß einer um den andern mit einem bedenklichen Gesichte wegging und

den Kopf hängen ließ, so wurden sie immer mehr und mehr in der Meinung bestärkt, daß er's auf ein Haar treffe. Und nach und nach kamen alle Lindauer, und brachten ihm ihre Bärenbatzen. Endlich dauerte es ihm zu lange — denn sein Säckle war gefüllt — und er stand auf, und sagte zu der Menge, die umher stand: Eigentlich, liebe Leute nutzt euch all mein Wahrsagen nichts; denn binnen heut und drey Tagen geht ohnehin die ganze Stadt Lindau zu Grund, mit Mann und Maus. Wollt ihr ein Zeichen haben? Das will ich euch geben. Ihr sollt's am Himmel sehen, und kein gewöhnliches; nicht etwa Feuer und Schwert, sondern liebe Leute, einen leibhaftigen Fuchsschwanz. Die Lindauer rissen Augen und Ohren auf, und wußten nicht, was sie denken sollten. „Kommt nur, sagte der Doktor, indem er von der Bühne herabstieg; ihr sollt Wunder sehen." Sie folgten ihm nach. Er blieb vor dem Hause eines Kirschners stehen, der einen Fuchsschwanz statt eines Schildes aufhängen hatte. „Jetzt schaut, sagte er zu den Umstehenden; seht ihr nicht den Fuchsschwanz am Himmel?" Die Umstehenden schauten; es drängten sich andere nach, immer mehr und mehr, und sie sahen alle — daß sie gefoppt seyen, und lachten einander aus. Inzwischen hatte sich der Spiegelschwab fein weggeschlichen, und aus dem Staub gemacht. Die Lindauer aber sehen

noch heutigs Tags den Fuchsschwanz am Himmel, und halten für gewiß, daß ihre Stadt einmal zu Grund gehen wird.

Lügen und Trügen sind sehr werth,
In allen Künsten man sie begehrt.

Wie der Allgäuer den Lindauern die Zeche bezahlt für den Spiegelschwaben.

Da der Herr entkommen; so wollten sie sich an den Diener halten. Sie nahmen ihn in die Mitte, und der Eine schlug ihm den Schnuller ums Maul, der andere lupfte ihm das Häuble, mit dem Haarbüschel, und sie gerbten und walkten ihn an allen seinen Gliedern. Endlich gelang es ihm, die Hände los zu machen; und da hätte man aber sehen sollen, wie der mit den Lindauern umging. Wie ein wilder Bär die Hunde, die ihn verfolgen, so schlenzte er den Einen da-, den andern dort-hin; alles arbeitete an ihm; er packte mit den Händen, er stieß mit den Füßen, er biß mit den Zähnen; er that wie ein Besessener. So machte er sich Weg bis auf die Brücke; da nahm er noch zu guter Letzt ein Paar, die ihn verfolgten, und warf sie links und rechts über das Geländer in den See hinab. Nun ließen ihn die Lindauer in Frieden fortziehen. — Als er den Blitzschwaben, der schon eine gute Strecke voraus war, eingeholt, fragte ihn dieser: ob er die

Zeche bezahlt habe? „Ja, sagte der Allgäuer: und bygost! ich will jetzt mit dir abrechnen.“ Der Spiegelschwab, wie er merkte, er möchte Ernst machen, zog andere Saiten auf, und sagte: „Unter Brüdern nehme man's nicht so genau; und ein anders Mal wolle er bezahlen.“ Für dieß Mal ließ es der Allgäuer noch gut seyn, besonders da ihm der Geselle die Batzen zeigte, die er eingenommen, und die er mit ihm theilen wolle. Und also zogen sie in brüderlicher Eintracht weiter.

Gewalt geht vor Recht,
Klagt mancher arme Knecht.

Wie der Spiegelschwab mit dem Allgäuer nach Hindelang kommt, des Allgäuers Heimath.

Sie gingen drauf über Immenstadt und Sonthofen nach Hindelang, wo des Allgäuers Heimath war. In Sonthofen, auf dem Kalvariberg, verrichtete der Allgäuer seine Andacht; denn er hatte sich, bevor er mit den Gesellen das Abenteuer bestanden, dahin verlobt. Der Spiegelschwab lugte indeß in die Gegend hinaus, auf die hohen Berge hinein und auf die grünen Matten hinab, und es gefiel ihm wohl. „Jetzt ist's nicht schön, sagte der Allgäuer; aber am hl. Kreuztag, wo das Vieh aus den Almen, und da unten zusammen kommt, Ochsen und Kühe,

und Geisen und Schaf' und Böck', alles durcheinander, und eine Unzahl von Menschen: Bue! da ist's schön!" „Das Ländle ist, mein Eid! nicht übel, sagte der Spiegelschwab, und ich möchte wohl da wohnen." — Sie gingen weiter, und kamen auf dem Weg vor einem Bauernhaus vorbey. Da saß auf der Bank ein alter Mann, der heinte. „Was fehlt dir, Uri?" fragte ihn der Allgäuer. „Ja, sagte der; der Aetti hat mich geschlagen, weil ich den Aeni hab' fallen lassen." Der Allgäuer tröstete das Kind, und sagte, es werden dieß wohl nicht die ersten Schläge gewesen seyn. Und als sie weiter gingen, erklärte er dem Spiegelschwaben, wie sich das verhalte. Es lebe nämlich in dem Hause noch der Großvater, der sey hundert und zwanzig Jahre alt, und sein Enkel volle achtzig; und der Vater von hundert Jahren führe noch das Haus-Regiment. Der Spiegelschwab verwunderte sich drob, und sagte: „So müßen die Leute bey euch steinalt werden." „Es passirt so, sagte der Allgäuer; aber man muß eben darnach leben. Mein Vater ist schon ein Siebziger, und ist noch so rüstig, wie ein Vierziger." „Wie hat er denn das angefangen?" fragte jener. „Das weiß ich just nicht, antwortete der Allgäuer; er thut nichts Extures, sondern treibts, wie andere Leut', nur daß er nichts trinkt, als Wasser." „Das sey es eben, meinte der Spiegelschwab; Wasser! ja

Wasser! wer nur Wasser trinken könnte!“ „Bygost! das weiß ich just nicht, sagte der Allgäuer; mein Vater hat einen Bruder, der um ein Jahr älter ist, als er, und ist täglich besoffen. „Kurios! sagte der Spiegelschwab; aber freylich: die Gaben sind verschieden.

Uns ist beschieden dieß und das,
Der eine ist trocken, der andere naß.

Die Geschichte von der Schlottermilch, sammt erbaulicher Nutzanwendung.

Unter diesen Gesprächen kamen sie in Hindelang an. Die Gegend, wo der Ort liegt, ist so traulich und heimlich, wie ein Krippele. Der erste Schritt, den der Allgäuer in sein Haus that, war in den Stall, um zu sehen, was der Bläßle mache und der Bräunle. Dann ging er in die Stube, und grüßte Vater und Mutter. Die Mutter setzte dem Büble sogleich eine Schüssel voll Schlotter auf, und brachte Brod und Gaiskäsle, und sagte zum Fremden: „Eßt mit!“ und zum Vater: „Wie, Vater, lang auch zu.“ Und sie brockte ein, und sagte dann: Jetzt laßt es euch schmecken. Der Vater nahm hierauf den Löffel, und rührte in der Schüssel den Rahm unter die Milch, alles durcheinander. »Du kannst doch den Unfurm nicht lassen, zankte das Weible; was wird der Fremde

denken?" Der Alte sagte: Es ist mal so meine Gewohnheit; und seh' der Herr: um das Schlotter-Essen ist's eine ganz eigene Sache, und ich werd's dem Herrn erklären. Vorerst muß ich ihm aber die Geschichte erzählen, wie ich zu der Gewohnheit gekommen. Als ich bey dem Nachbauren drüben — Gott hab' ihn selig! — als Unterknecht einstund, wurde uns eben auch Schlotter aufgesetzt. Der Bauer nahm den Löffel, und that, als ob er das Kreuz machte über die Schüssel, sagend: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und strich allen Rahm auf seine Seite. Das verdroß mich; denn ich merkte, daß er aus Schalkheit und Geitz und Neid so that, und die kann ich von meinem Leben nicht ausstehen — und ich nahm daher auch den Löffel, und sagte: Im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit! und rührte alles durcheinander. Seit der Zeit, so oft ich einen Schlotter mit Rahm aufsetzen seh', fällt mir das Umrühren ein, und ich kann nicht anders, ich muß es thun. Der Herr wird mir aber Recht geben, wenn er einmal in seinem Leben bemerkt hat, wie beym Schlotteressen, alle menschliche Leidenschaften aufducken und in's Spiel kommen. Schau er nur einmal Kindern zu; das furchtsame getraut sich kaum, einen tüchtigen Schub zu nehmen; das geitzige raumt fein rechts und links ab, nur an seinem Orte nicht; das neidische frißt und schlampet

in sich hinein, als wenn's nicht genug bekommen könnte; das zornige schlagt dem und jenem auf den Löffel und auf die Hand, der sie zu weit ausstreckt; aber keinem fällts ein, dem andern einen guten Brocken zuzustecken, oder, wie unsere Hausmutter da, gar bloß zuzusehen, wie's schmeckt." „Gott g'segn's sagte diese." »Es geht bey uns Großen auch so zu, sagte der Spiegelschwab, und überhaupt in der Welt." „Und darum ist's wohl gut, sagte der Alte, daß unser lieber Herr Gott auch alles so unter einander rührt; es giebt so weniger Streit und Händel, und mehr Zufriedenheit unter den Menschen.« „Oft nimmt er aber Einem den Rahm ab, (sagte der Spiegelschwab) und gibt ihm nur die pure Milch oder gar nur das Käswasser." „So ist es dennoch sein Geschenk, sagte der Alte, und wir müßen eben vorlieb nehmen mit dem, was er uns aufsetzt."

So gehts heut in der Welt zu,
Der Eine geht barfuß, der Andere tragt Schuh.

Wie der Spiegelschwab zu einer neuen Gesellschaft kommt.

Als sie einander Pfüttigott sagten, druckte ihm der Allgäuer noch einmal die Hand, so keif, daß ihm alle Knöchel krachten. „Krautskerl!" schrie der Spie-

gelschwab vor Schmerz, und schlenzte die Hand. Der Allgäuer lachte, und sagte: 's ist nur ein Gruß von den Lindauern, den ich nachbringen wollte. Also schieden sie als gute Freunde von einander. Der Spiegelschwab schlug den Weg nach Kempten ein. Und er bekam bald wieder Gesellschaft. Denn eine Stunde vor Kempten begegnete ihm — rathe einmal der Leser! — der Knöpfleschwab. Der arme Mensch, als ihn alle seine Gesellen verlassen hatten, humpelte dem Blitzschwaben auf dem Wege nach Memmingen nach. Der lief aber so stark — die Sehnsucht nach dem Kätherle trieb ihn — daß er ihm nicht nachkommen konnte, sondern zurückbleiben mußte. Das Schlimmste war, daß ihm das Geld ausgegangen war, so daß er schon seit zwölf Stunden kein gotziges Knöpfle mehr über das Herz gebracht hatte. Man konnte ihn nicht ohne Bedauern ansehen; seine Augen waren trüb, wie alte Kirchenfenster; sein Bauch schlotterte in Falten, wie ein leerer Blasbalg; der ganze Mensch wackelte daher, als gehe er auf Zaunstecken. In seiner Angst und Noth, sagte er, habe er den Allgäuer aufsuchen wollen, verhoffend, er werde ihm helfen, daß er nicht Hungers sterbe, wie er ihm geholfen habe, daß er nicht in der Iller ersoffen sey. Der Spiegelschwab sagte: er solle nur gleich mit

gehen; er wolle für ihn sorgen, und machen, daß er gut nach Haus komme. Niemand war froher, als der Knöpfleschwab; denn er hoffte doch einmal wieder satt essen zu können, eh' er sterben müßte. Also kamen sie miteinander nach Kempten. Der Spiegelschwab sagte: er habe in der Neustadt noch eine kleine Verrichtung, und der Geselle solle nur voraus und hinunter gehen in die Altstadt, und Einkehr nehmen beym Wirth zum dummen Vieh. Das Haus liege am Weg, auf dem Schrannenplatz, links; er könne nicht fehlen.

Ist das Kätzlein noch so glatt,
Es doch scharfe Klauen hat.

Von einem Handel, den der Spiegelschwab angerichtet, jedoch wieder schlichtet.

Auf dem Schrannenplatz, links, sah der Knöpfleschwab ein Haus, vor welchem ein Zeichen hing, er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Er ging also hinein, und machte die Stubenthür auf, und fragte: ob man's hier beym dummen Vieh heiße. Ein dickbauchetер Mann saß am Tisch, und trank so ben aus einer Kannte Bier. Er mochte die Worte nicht recht verstanden haben; er setzte ab, und fragte: was gibts? und setzte wieder an. Der Knöpfleschwab nahm die Kappe herab, und fragte

lauter: ob man's hier beym dummen Vieh heiße? „Wart, Kalfakter! rief der dicke Mann; ich will dir das dumme Vieh weisen!“ Und er lief ihm nach — nein; er konnte nicht laufen, so wenig als der Knöpfleschwab; aber es schien so, als wollten sie mit einander wettrennen, denn sie hielten so ziemlich gleichen Schritt. So kamen sie mitten auf den Platz. Da stand schon der Spiegelschwab. Der rief dem Wirthe zu: »Wohin so hitzig, Gevattersmann?“ „Der Halunk“ keuchte der Wirth. „Nehmt's nicht für übel, sagte der Spiegelschwab ihm still ins Ohr; ich wollte Euch durch diesen da nur meinen Gruß vermelden lassen.“ Drauf wandte er sich an den Knöpfleschwaben, und sagte: „Siehst du denn nicht den Ochsen da drüben, im Schild? und ist der Ochs nicht ein dummes Vieh, Vieh dummes?“ Ja, sagte der Knöpfleschwab, aber du hast gesagt: links!“ „Freylich links, sagte der Spiegelschwab, wenn man zum andern Thor herein kommt.“ „Ja so!“ sagte der Knöpfleschwab; und er that dem Wirthe Abbitte. Also wurden sie wieder gute Freunde, und sie gingen ins Haus, und tranken und aßen, und waren fröhlicher Dinge.

Scherzen mit Maßen
Wird oft zugelassen.

Zwey Stücklein aus der Chronik von Kempten und Memmingen.

Wie sie so lustig beysammen saßen, fragte der Spiegelschwab den Wirth: Wie es mit dem Meisenfang gehe? Der Wirth zupfte ihn beym Ohrenläpple, und sagte: „He, Gevattersmann!“ „Aber erzählt mir doch, sagte drauf der Wirth, wie ist's denn mit dem Gucker gegangen in Memmingen?“ „Davon weiß ich nichts; Ihr müßt darüber die von Ulm fragen.“ „Nu, nu! sagte der Wirth; dumm seyd ihr Memminger auch genug, daß man so etwas von euch glauben könnte.“ Und so neckten sie sich denn wechselseitig, wie es denn die Schwaben gern thun unter einander als gute Landsleute. — Die beyden Stücklein will ich dir aber im Vertrauen erzählen, günstiger Leser, wenn du sie nicht weiter erzählst. Dem Bürgermeister in Kempten ist einmal seine Meise ausgekommen; da ist alsogleich der Befehl ergangen, man sollte alle Thore schließen, und die Bürger mußten alle Straßen und Häuser durchsuchen, ob die Meise nicht zu finden sey. Und noch heutigs Tags, wenn ein Kempter einen Winkel durchsucht, sagt man, daß er die Meise fangen wolle. Darum werden die Kempter von ihren Landleuten Meisenfänger genannt. — Die Geschichte mit dem

Memminger oder Ulmer Gucker ist die: Der Esch-Hay meldete dem Bürgermeister, daß in dem Gemeinds-Acker ein Gucker sich aufhalte, und es sey zu fürchten, daß er das Korn alles zertrete. Da beschloß der wohlweise Rath, und es geschah, daß vier Männer mit einer Bähre in den Acker gingen, um den Gucker heraus zu tragen. — Für die Wahrheit dieser Geschichten will ich aber nicht gut stehen; wie man denn den Schwaben vieles nachsagt, was verstunken und verlogen ist. Aber sie haben zum Glück einen breiten Buckel, und können's ertragen.

Es gibt in der Welt viel Lappen,
Denen nur abgeht die Narrenkappen.

Wie der Spiegelschwab weiter wandert, und nach Kaufbeuren kommt, und wie es ihm da wohlgefällt.

Tags darauf wanderte der Spiegelschwab weiter fort gen Kaufbeuern. Außerhalb Kempten, bey Bärwangen auf der Steig, wenn man zurück schaut, da sieht es wunderschön aus, so daß die Sage geht: Es habe der Teufel Christum den Herrn, als er ihn versucht, auf die Bärwanger Steig geführt, und habe ihm das Kempter Ländle versprochen; was auch

wohl zu glauben ist. — Noch desselbigen Tags, spät am Abend, kam der Spiegelschwab in Kaufbeuren an, und zwar just zur Zeit, wo die Kaufbeurer alljährlich ihr Dinzelfest feyern. Da ziehen die Kinder, seltsam vermaschkerirt, mit Trommeln und Pfeifen und Fahnen und Hotto's durch die Stadt ins Dinzelhözle, und da spielt und tanzt und schmauset man, und es geschieht den Kleinen zu Lieb und den Großen zu Gefallen. Und die kleinen Putznärrle sehen gar nett aus, und die größern Hexlein auch, die in der Rund herum tanzen. „Da ist gut seyn, sagte der Spiegelschwab, und da bleib ich, bis der letzte Sechsbätzner verthan ist.“ Also, nachdem er des andern Tags den Knöpfleschwaben weiter spedirt hatte — denn er war ein schlampeter, unguter Gesell, mit dem nichts anzufangen war; da doch sonst im Ries gar feine, wackere Leute wohnen — da loschierte er sich beym Hirschwirth ein, und er zechte, was der Brief vermochte. Denn wie gesagt, es gefiel ihm über die Maßen in Kaufbeuren; es hauset da ein lustiges Völklein; sogar die Weber essen tagtäglich ihr Hühnle, und kurzum: es ist Jahr aus Jahr ein Kirchweih daselbst. — Das wußte, und tadelte an ihnen der Pfarrer von Obern-Beuren, und, um seine Schäflein vor diesen Wölfen zu warnen, erzählte er ihnen noch an den letzten Ostern folgendes Mährlein: Mir hat geträumt, ich stehe an

der Pforte der Hölle. Und Luzifer kam heraus, und eine Menge ihm untergebener Teufel. Und er sagte zu dem Einen: fahr hin, nach Obergünzburg, und verführ mir dort die Menschen. Und du, sagte er zum andern, fahr hin nach Oberndorf, und thue deßgleichen. Und du nach Thingau — und du nach Kaufbeuren; und so schickte er sie alle fort, und vertheilte sie, und befahl ihnen, sie sollten ihm Bericht geben, von dem, was sie angestellt. Nach einer Weile kam einer nach dem andern zurück; und der Teufel von Obergünzburg sagte: Ich habe sie zum Fressen und Saufen verführt. Und der Oberndorfer sagte: Ich habe sie zum Diebstahl und Todschlag verleitet. Und so that Einer nach dem Andern Bericht. Zuletzt kam auch der von Kaufbeuren. Zu dem sagte Luzifer: Gieb Bericht, was hast du gethan? Der Teufel antwortete: Ich habe nichts gethan, sondern bin auf des Thurners Hausdach hinaufgeflackt und habe geschlafen. Darob wollte Luzifer ihn schier strafen. Der Teufel aber sagte: Die Kaufbeurer brauchen keinen Teufel; sie verführen sich einander selbst.

In solchem Wasser, merk es eben,
Pflegts keine andre Fisch zu geben.

Von Kaufbeurer Stücklein.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Es wäre noch viel davon zu erzählen; aber schweig, Heinz! es mühet den Kunzen.

Schweigen ist ein' edle Kunst,
Viel Waschen bringt Ungunst.

Wie der Spiegelschwab den Studenten Adolphus vom Galgen errettet.

Nachdem der Spiegelschwab in Kaufbeuren alles verputzt hatte, bis auf ein Käsperle und ein paar Bärenbatzen, so setzte er seinen Wanderstab weiter, und gedachte über Buchloe nach Landsberg ins Bayerland zu gehen. In Buchloe kam er just zur Zeit an, wo ein armer Sünder hinaus geführt wnrde, um gehenkt zu werden. Der Galgen steht bekanntlich da, wo die Landstraßen nach Kaufbeuren und Mindelheim zusammen laufen, auf einem Büchel, und es ist da eine schöne Gelegenheit und Aussicht. Als er näher kam, erkannte er zu seinem Erstaunen in dem armen Sünder den Studenten Adolphus. „Was hat denn der gethan?“ fragte er einen, der mitgekommen war. Die Antwort war: „Es muß ein

Spion seyn; denn man hat Schriften bey ihm getroffen in einer unverständlichen Sprache (der arme Sünder bekannte, es sey im Meißner Dialekt geschrieben, was wahrscheinlich eine Spitzbubensprache ist); und man hat aber soviel daraus abgenommen, daß es über die Schwaben hergehe; und man hat daher den Schluß gefaßt, er wolle das Reich, das doch gut kaiserlich ist, an Preußen verrathen; und folglich hat man das Urtheil gesprochen, daß seine Schriften von Henkers Hand verbrannt, er aber selbst mit dem Strang hingerichtet werden solle, von Rechts wegen, wie's Rechtens ist. Der Spiegelschwab merkte gleich, es seyen jene Schriften nichts anders gewesen, als eine Sammlung von Schwabenstreichen, und er faßte daher kurz und gut den Entschluß, den armen Teufel zu retten. Er trat zum Blutrichter, und sagte: er sey der Scharfrichter von Memmingen, und er soll ihm die Ehre lassen, in Buchloe, dem berühmten Galgenort, auch einmal bey so guter Gelegenheit sein Handwerk ausüben zu können. Das wurde ihm sogleich erlaubt. Wie er nun den armen Sünder die Leiter hinauf führte, raunte er ihm ins Ohr: Adolphe, mach dich zum Sprung bereit! Indem nahm er unvermerkt sein Sackmesser heraus, und wie er dem Schächer den Strick um den Hals that, schnitt er die Schlaufe so weit durch, daß nur noch der Strick hielt, aber nicht mehr die

Last daran. Im Augenblick also, wie er den armen Sünder von der Leiter warf, riß der Strick, und Adolphus fiel, und stand unten, wie eine Katz, auf seinen vieren. Nach der Buchloer Galgengerechtigkeit ist aber jeder arme Sünder frey, der dem Galgen entrinnt; anderswo auch. Also ist der Student Adolphus durch des Spiegelschwaben seine List vom Galgen errettet worden.

Der ist weis und hochgelehrt,
Der alle Ding zum besten kehrt.

Schutz- und Trutzrede des Autoris.

Viele meiner Landsleute, die dieses lesen, werden es dem Spiegelschwaben nicht verzeihen können, daß er den Studenten vom Galgen befreyt habe, den Spitzbuben. Diese Leute sollen aber wissen und verstehen, daß Spaß, Spaß sey, und daß man nicht gleich Ernst daraus machen solle. Und überhaupt, ich sage meine Meinung frey, zum Trutz jener meiner Landsleute, daß es Jammer-Schaden ist, daß die köstliche Sammlung des Studenten Adolphi von den Schwabenstreichen verbrannt, und verloren gegangen ist. Denn wenn die Kunde von diesen Streichen einmal verschollen ist, womit wollen denn gute Landsleute einander aufziehen? und worüber sollen wir denn mehr lachen, als über uns selbst, die wir doch

am besten wissen, was an uns ist? — Was aber die draußen anbelangt, die nicht aus dem Reiche sind, so haben sie den Schwaben wahrhaftiglich nichts vorzurupfen; denn es ist weltbekannt, daß z. B. die Schlesinger einen Esel gefressen haben, daß die Oesterreicher Flascheltrager sind, daß die Mähr-rer eine Stutt' für ein Faß Bier angezapft haben, und daß die Böhmen einen madigen Hund für einen Parmesan-Käs gegessen haben. Von denen, die gen Norden zu wohnen, ist ohnehin gar nicht zu reden.

Wascht ein' Hand die andre fein,
So werden sie alle beede rein.

Wie der Spiegelschwab unter Zigeuner kommt, und was er mit ihnen, und sie mit ihm anfangen.

In Buchloe war der Spiegelschwab zu lange auf dem Stuhl gesessen, so daß es schon zu nachten anfing, als er den Stoffelberg hinan stieg. Unter Wegs sah er seitwärts im Dickicht ein Feuer brennen, um welches mehrere Leute hockten. Er ging näher hinzu, und sah nun, daß es Zigeuner waren, die hier ihr Nachtquartier hielten. Unter allem Volk war ihm dieß das liebste, weil er wußte, daß von demselben etwas zu erlernen sey von Geheimnissen

der Zauberey und des Wahrsagens. Er machte sich daher zu ihnen, und setzte sich ohne weiteres ans Feuer. Sie grinzten ihn an, und er that ihnen ein Gleiches. So war die Bekanntschaft gemacht. Eine Alte, neben der er saß, wollte ihm wahrsagen aus der Hand; und sie prophezeyte ihm, erstens etwas Gutes, sodann etwas Böses. Das ist auch also geschehen. Denn ihm gegenüber saß ein junges Zigeuner-Mädle, gar lieblich von Wuchs und Ansehen. Es funkelten ihr ein paar Augen aus dem Kopfe, wie zwey glitzernde Edelsteine, und die Korallen-Lippen mit den zwey Reihen von elfenbeinernen Zähnen spielten wunderlieblich auf ihrem nußbraunenen Gesichte. Der Spiegelschwab hatte ein Herz, wie Feuerschwamm, und es kam bey ihm gleich zum Brand. Er konnte sein Aug nicht abwenden von der Blitzhex', und sie spienzelten mit einander. Da sprang sie plötzlich auf, und sie winkte ihm, und er folgte ihr ins Dickicht hinein. Wie er sie aber eben packen wollte, packte ihn ein anderer von hinten, und warf ihn, wie einen Holzblock, zu Boden. Es war ihm, als fühlte er Zähne in seinem Nacken. Und es war dem auch so; denn ein Enz-Melak hatte ihn aufs feuchte Moos gelegt, so fest, als wäre er nie auf den Füßen gestanden. Der Schwabe schrie um Hülfe. Aber die Blitzdirne lachte ihn aus; und sie wendete sich zu dem Zigeunerhauptmann, der nicht weit davon lag, und erzählte,

was vorgegangen. Der lachte noch mehr. Und der Hund hielt Wache über ihm, wie über einem angeschlossenen Wild; und er schnüffelte an ihm, auf und ab; und wie der Schächer sich rührte, so packte er ihn wieder am Genick, und stieß ihm die Nase tiefer ins Moos. — Und so mußte denn der Spiegelschwab, auf dem Bauch liegend, unter Höllenangst, die lange, bange Nacht zubringen; und er hatte Zeit, über sich selbst und das menschliche Elend nachzudenken. Morgens ließen ihn Melak und der Ziegeunerhauptmann los; aber er brauchte lange Zeit, sich selbst los zu machen vom Boden, an dem er angewachsen zu seyn glaubte. Fromme Wünsche hat er den Heiden eben nicht nachgeschickt, kann ich sagen.

Trau keiner Tochter Eva's viel;
Sie treiben oft gar arges Spiel.

Wie der Spiegelschwab an die bayerische Gränzstadt Landsberg kommt, und was er in Bayern zu thun sich vornimmt.

Man erzählt, daß, als Unser Herr die Welt durchwandert, sey er auch nach der bayerischen Grenzstadt Landsberg gekommen. Da habe ihn der Zoller am Thor angeschrieen und gefragt: Wer seyd's? wo-

her kommts? wohin wollt's? und was schafft's? Der Fremde habe gesagt: Ich bin Unser Herr, und will ins Bayerland, um meine Schafe zu suchen. Hierauf habe der Zoller gesagt: Da seyd's auf dem unrechten Weg; hiesigs Lands gieb's keine Schaf', sondern nur Säu. — Diese Geschichte wird erzählt, nicht etwa zum Spott der Bayern, sondern allein, weil sie mit ihren Säuen in alle Welt handeln, was ihnen denn weder Schaden noch Schande bringt. — Der Spiegelschwab wurde auch vom Zoller gefragt, wer er sey, und wohin und was er wolle. Der sagte: Er sey, salveni, ein Schwab, und er wolle ein Weilheimer Stückle erfahren, und den Passauer Tölpel sehen, und einen Münchner Bock trinken. Worauf der Zoller sagte: das könne er thun, und er solle hingehen, wo er wolle. Also ging er hin, wohin er wollte. Er kam aber nicht viele Schritte weit, so klingelte ihm schon die Glocke ins Ohr, und zog ihn hinein. Da wollen wir ihn denn auch sitzen lassen.

Die Schwaben und das schlechte Geld
Führt der Teufel durch die ganze Welt.

Wie dem Spiegelschwaben das bayerische Bier schmeckt, und was der Wirth ihm für einen Streich spielt.

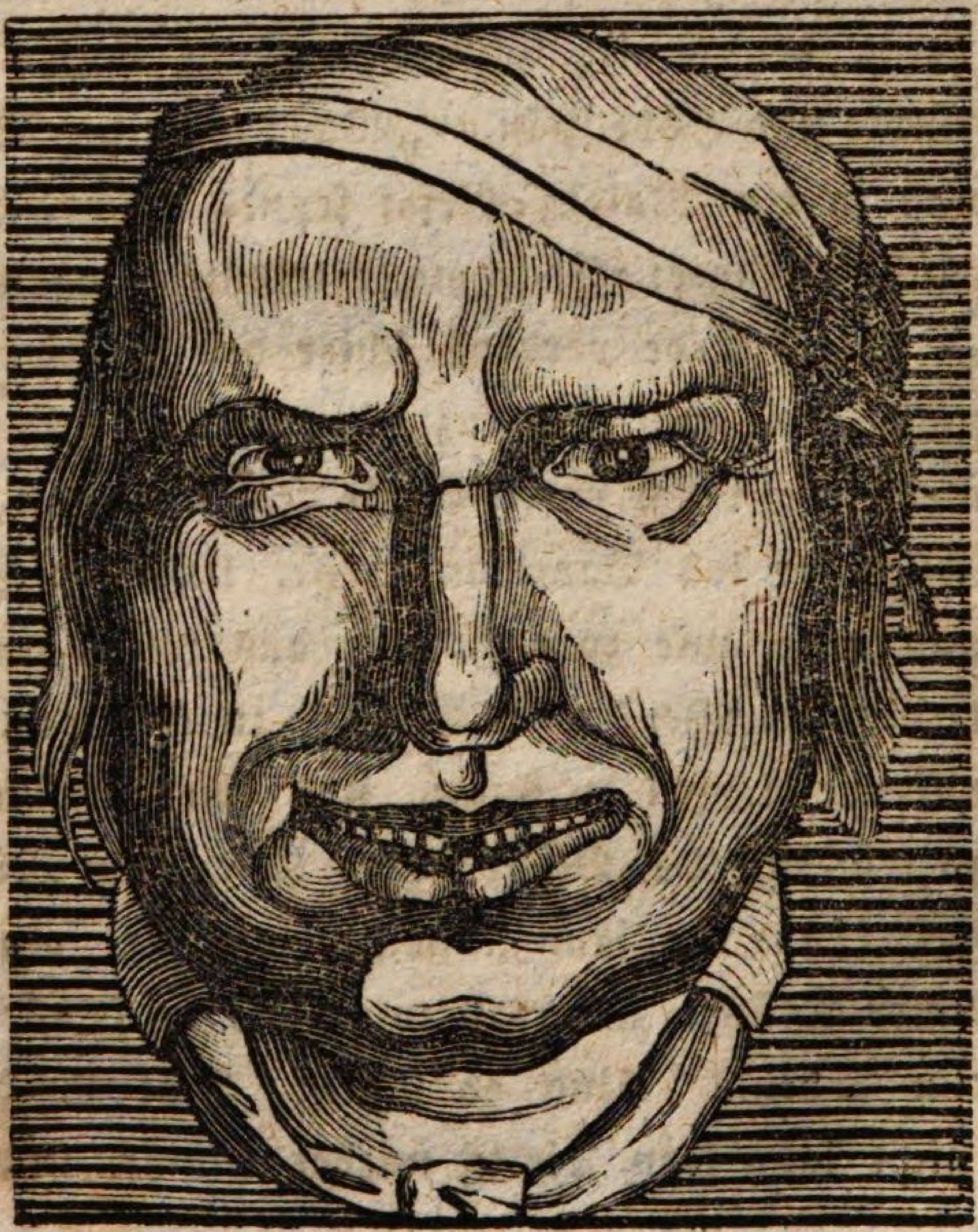
»Ein Mäßle Bier!“ sagte der Spiegelschwab, nachdem er sich niedergesetzt hatte. Die Kellerinn

brachte ihm ein Mäßle in einem Krug, der ohne Luck war; denn sie meinte, er sey ein Schinder seiner Profession. Der Spiegelschwab, dieß merkend, hatte schier Lust, ihr das Bier über den Kopf zu schütten. Er wollte es aber doch zuerst versuchen, ob es nicht Schad wäre an dem Tränkle, wenn auch nur ein Tröpfle verloren ginge. Und er trank. Indem trat der Wirth herein. Den fragte der Spiegelschwab: von was man denn in Bayern das Bier mache? Der Wirth sagte: „Nun ja, von was denn, als von Hopfen und Malz.« »Bey uns, in Schwaben, sagte der Spiegelschwab, macht man's aus Weiderüthle und Hobelspän.« „Was! sagte der Wirth, das muß ja ein Malefiz-Gesöf seyn.« Worauf der Spiegelschwab sagte: »Es schmeckt justement so, wie dieß da.“ — Diese Rede verdroß schier den Wirth; und er gedachte ihm auch eins anzuhängen, ließ sichs aber nicht merken. Nach einer Weile fragte er ihn, aus was Absicht er ins Bayerland reise. Und der Spiegelschwab sagte, wie zum Zoller: aus keiner andern Absicht, als ein Weilheimer Stückle zu erfahren, und den Passauer Tölpel zu sehen, und einen Münchner Bock zu trinken. Der Wirth sagte: Mit einem Münchner Bock könne er ihm aufwarten; aber, um ein Weilheimer Stückle zu erfahren, müße er selbst nach Weilheim gehen.« Und er sagte: Laßt Euch die Weile nicht lang seyn, bis ich wieder komme, und seht

Euch einsweilen in der Stube um.“ Das that denn der Spiegelschwab; und es hingen schöne Bilder da, welche die Thaten Till Eulenspiegels darstellten. Und eine Tafel aber hing unter ihnen, die hatte die Aufschrift:

Hier unter diesem Vorhang steht
Dein recht wahrhaftes Contrafet;
Dieß reich ich dir zur Gabe dar,
Mach auf und schau, denn es ist wahr.

Der Spiegelschwab hob das Fürhängle auf, und er sah — ja, was sah er? —



Den leibhaften Passauer-Tölpel, mit der schönen Unterschrift:

Ich bin der Tölpel hübsch und fein,
Zu Passau bin ich nicht allein,
Werd ausgeschickt in alle Land,
Darum bin ich so wohlbekannt.

Der Spiegelschwab ließ das Fürhängle gleich wieder fallen, und schlich sich an den Tisch zurück. Aber der Wirth, der durch das Küchenfenster zugesehen, sagte: Er ist nicht recht getroffen, der Tölpel; schaut dort in den Spiegel hinein, da sieht er ihm aufs Haar gleich.“ Und er lachte den Schwaben aus, der kein Wörtle sagte. Drauf schenkte er ihm Bock ein, und der Schwab trank, und er sagte: „Sapredipix! Das wär ein Tränkle!“ „G'seng' Gott!“ sagte der Wirth. Und sie tranken einander Gesundheit zu.

Darnach Mann, darnach Quast,
Darnach Wirth, darnach Gast.

Wie der Spiegelschwab sich für einen Schatzgräber ausgibt, und die Landsberger um ihr Schatzgeld prellt.

Der Spiegelschwab hatte nur noch ein Käsperle im Sack, und wollte doch noch eine weite Reise thun,

und in allen Wirthshäusern einkehren, und redlich bezahlen, wann er eben konnte. Wie er denn ein erfinderischer Kopf war, der sich aus allen Nöthen zu retten wußte, so verfiel er auf einen neuen Streich, und wollte den Schatzgräber spielen. Er fragte deßhalb Abends den Wirth ganz insgeheim: ob nicht irgendwo ein Schatz verborgen sey in der Umgegend? Der Wirth sagte: Auf dem Schloßberg, sagt man, soll einer verborgen seyn. Den mag aber der Teufel finden, der ihn wohl schon hat; ein Christenmensch nicht. Der Spiegelschwab sagte: Er sey der Mann, der's könne, und er setze sein letztes Käsperle dran, daß es ihm gelingen werde. Der Wirth sagte: Sehen will ich's, dann glaub ich's. Auf ein Käsperle kommts mir auch nicht an. Also, sobald die Sonne untergegangen war, brachen die beyden in aller Stille auf, und gingen miteinander auf den Schloßberg. Als sie dort angelangt, schritt der Spiegelschwab das weite Gehöfte ab, um, wie er sagte, die rechte Stelle zu finden; dann machte er, unter vielen Zeremonien, ein Loch in die Erde, und sagte dann zum Wirth, er soll ein Käsperle hinein legen. Hierauf sprach er — was er noch aus der Principi wußte — mit feyerlichem Ernst die Worte: hic haec hoc, horum harum horum, hibus —; praktizirte dann insgeheim sein Käsperle zum andern, deckte das Loch zu, und machte einen Drudenfuß drauf.

Mit Sonnenaufgang, sagte er, wollten sie wiederkehren, und dann werde er zu seinem Käsperle noch ein anderes finden. Das ist denn auch geschehen. Sogleich suchte der Wirth all sein Schatzgeld zusammen, und seine Freunde, denen er's insgeheim sagte, thaten deßgleichen, und der Spiegelschwab war bereit, das Stücklein zu wiederholen, gegen halb Part. Also wurde das Geld des andern Abends eingegraben; und, während die Geister auf dem Schloßberg ihre Schätze herbey schleppen sollten, zechten die Gesellen wacker in der Stadt drunten beym Glockenwirth. Der Spiegelschwab aber schlich sich Morgens durch die benebelten Gäste ungesehen hindurch, und hob frühzeitig genug die Heckpfenninge, und ging davon. Also fanden die Landsberger, wie sie dahin gekommen, wohl einen Schatz in dem Loch, aber nicht den rechten; und sind mit langen Nasen abgezogen.

Mit Lügen und Listen
Füllt man Kästen und Kisten.

Wie es dem Spiegelschwaben weiter ergangen.

Man erzählt: die Landsberger hätten den Betrug früh genug bemerkt, und es seyen einige dem Landfahrer nachgesetzt, und, nachdem sie ihn einge-

holt, hätten sie ihn, wie eine volle Garbe, so durch und durch, und über und über gedroschen, daß ihm der letzte Schatzpfenning entfallen, und er ganz ausgeleert war. Andere dagegen behaupten: Der Scherg habe ihn aufgepackt, und er habe ihn vor's Gericht gebracht. Da habe er sich aber so meisterlich verantwortet, daß ihm der gestrenge Herr nichts habe anhaben können, obwohl man ihn, als einen Schwaben, gar zu gern hätte zappeln gesehen. Der Spiegelschwab habe gesagt: Es sey unter ihnen ausgemacht worden, daß er am Schatz halb Part habe; das sey Numero Eins; — und den halb Part habe er heraus genommen, keinen Heller mehr; das sey Numero Zwey: — wenn sie den ihrigen nicht bekommen hätten, so sey er nicht Schuld daran, sondern sie selbst; das sey Numero Drey. Und also habe er Recht, und sie Unrecht. Also wurde der Spiegelschwab losgesprochen. — Wie verlautet, soll er vom Richter noch etwas auf den Weg mitbekommen haben. Wer wissen will, was? der lese die Landsberger Chronik nach.

Der Richter gar partheyisch ist,
Zumal, wenn er vom Bürger frißt.

Wie der Spiegelschwab dem Tyroler begegnet, und ihm die wahre Geschichte von der Hasenjagd erzählt.

Auf dem Wege nach Weilheim, vor Wessobrunn begegnete der Spiegelschwab dem Tyroler, der mit Theriak und Schneeberger durch's Land handelte. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt, und gesagt, woher und wohin des Weges? so sagte der Tyroler zum Spiegelschwaben: Es sey gut, daß er ihn antreffe. Man erzähle sich in Bayern und anderwärts so viel von der schwäbischen Hasenjagd, und, wenn er's sagen wolle, nichts Sonderliches, was den Schwaben dabey Ehre gemacht hätte. Er soll ihm also einmal sagen, was an der Sache wahr sey. Der Spiegelschwab sagte: Das will ich, erstlich um der Wahrheit willen, und zweytens zur Ehre der Schwaben, über die's nichts gibt. Das zeigt die Geschichte. Also mußt du wissen, daß der Teufel sich vorgenommen hat, zum Spaß, die Menschen in Furcht zu jagen, und ihren Muth auf die Probe zu stellen. Und er nahm die Gestalt eines Hasen an; versteh, eines Unthiers in Hasengestalt, und er war so groß und fürchterlich, daß es nicht zu sagen ist. Erstlich ließ er sich in Wälschland sehen, wo er ohnehin oft Geschäfte hat. Die Wälschen aber nahmen Reißaus nach allen Seiten hin, und ließen dem Teufel das Feld. Da

dachte sich der Teufel: Nun will ich's bey den muthigen Deutschen versuchen; und er kam nach Schwabenland, wo er wußte, daß die Tapfersten unter ihnen wohnen, und daß sie's, wie die Sage geht, selbst mit dem Teufel aufnehmen. Die Schwaben, wie sie das Unthier sahen, waren nicht faul, sondern sandten Bothen nach allen Gegenden Deutschlands, und verlangten, in des Reiches Namen, von jeglichem Volk das Kontingent. Also stellten sich Bayern und Oesterreicher, Franken und Sachsen, sammt denen vom obern und niedern Rhein; und an der Spitze marschirten wir, die Schwaben, sieben Mann hoch, und wir hatten als gute Gesellen nur Einen Spieß; wie denn du selbst weißt. Und wir stießen auf den Feind unweit Ueberlingen am Bodensee. Aber, sieh da! wie wir nun anrückten, wir Schwaben, in voller Hitze, immer vorwärts; da liefen indeß die übrigen alle davon, die Franken voran, drauf die andern, und die Oesterreicher deckten den Rückzug; und wir, die Sieben, sind mutterseelenallein zurück geblieben, und haben das Abenteuer bestanden, zum ewigen Ruhm der Schwaben. — Das ist die wahrhaftige Geschichte von der schwäbischen Hasenjagd; und wer's anders erzählt aus Mißgunst, der lügt, sag' ich. Und sag's nur jedem, daß ich's gesagt habe, ich, der Spiegelschwab.

Lügen ist fein sicherlich,
Doch verbergens etliche meisterlich.

Wie der Spiegelschwab von einem Bayern gefoppt wird, und dieser ihn entgegen foppt.

In Wessobrunn kehrten sie ein, im Wirthshaus, nicht in der Kirche; und der Wirth, ein breitschulteriger, großkopfeter, wampeter Bayer aus der Holedau, setzte sich gleich zu ihnen an den Tisch. Nun halten bekanntlich die Bayern viel auf ihr Land, ihre Sitte und Sprache; und das ist ganz recht. Und darum halten sie desto weniger auf andere, absonderlich die Schwaben; und sie ziehen sie gern auf, und stimmen sie; und das ist vielen nicht so ganz recht. Bey dem Spiegelschwaben hatte es aber keine Noth; denn der blieb keine Rede schuldig, und auch keine Grobheit. Und drauf kommts eigentlich an. — Der Wirth konnte es nicht lassen, sondern fing gleich an: Ob's denn wahr sey, daß im Winter die Schwaben die Federn auslassen, wenn's schneit? Ja, sagte der Spiegelschwab; absonderlich wenn einige Tage vorher der grobe Bayerwind geblasen. — Der Wirth fragte weiter: ob er auch das Sprichwort kenne: „Schwäbisch ist gäbisch; umgekehrt ist gar nichts." O ja, sagte der Spiegelschwab, aber bey uns in Schwaben, lautet's so: Schwäbisch ist gäbisch; Bayerisch ist gar nichts. Also foppten sich beyde einander, und der Tyroler hatte seine Freude daran, und dachte sich seinen Theil. Zuletzt sagte der Wirth: Er hätte

schon längst gern Schwabenland gesehen; aber ohne die drey Sprachen sey drin nicht fortzukommen. Der Tyroler fragte: was denn das für drey Sprachen seyen? Der Wirth sagte: „Gan, stan, lan, wer die drey Sprachen nit kann, soll nit nach Schwabenland gan.“ „Jetzt gehn wir geh, geh!“ sagte der Spiegelschwab, den Bayern mit seiner Sprache ausspottend, und ging hinaus —. Los, sagte der Tyroler, an den darfst du dich nicht machen; der hat Pavesen im Kopf.« Der Wirth fragte, ob denn alle Schwaben so geladen seyen? Der Tyroler antwortete: 's gibt's unter einander.

Daß ja Niemand sich thue vermessen,
Er hab den Witz allein gefressen.

Wie der Spiegelschwab die Ehre der schwäbischen Landsprache rettet.

Als der Spiegelschwab wieder in die Stube gekommen, sagte er zum Wirth: Weil ihr Euch denn so proglet mit Eurer Sprache, so soll's eine Wette gelten um die doppelte Zeche; wer drey Vögel am geschwindesten nennt, der soll gewinnen; der langsamste muß bezahlen. Der Tyroler da solle den Ausspruch thun, und könne umsonst mittrinken. Der Tyroler sagte, er thue selbst mit; vermeinend, er

werde gewinnen. Also wurden sie der Wette eins. Und der Schwab fing an, und sagte so geschwind er konnte: Zeisle, Meisle, Fink. Darauf sagte der Tyroler, bedächtig und langsam: „eppermal ein Alster, eppermal ein Amsel, eppermal ein Nachtigall.“ Der Wirth sagte: Tyroler, du mußt bezahlen. Darauf der Tyroler: Ich muß echterst hören, was du noch vorbringst. Der Wirth fing an, und sagte: „Ein Sta'l, ein Da'l.“ Da fiel ihm aber der dritte Vogel nicht ein, und er besann sich lange; endlich sagte er: und ein Spansau. Darob lachten die beyden andern Gesellen; und der Tyroler sagte: der Wirth müsse bezahlen, als der am langsamsten gewesen sey. Und der Schwab fragte ihn: ob denn die Bayern die Spansau zum Federvieh zählten? Der Wirth aber stand auf, ärgerlich, und sagte auf gut Hochdeutsch: Küßt mir den Buckel! — Und also zechten die Drey tapfer mit einander, und der Spiegelschwab war nicht der letzte zum Krug. Als sie alle drey satt hatten, obwohl noch lange nicht genug, fragte der Wirth nach der Zech, und zahlte sie dem Spiegelschwaben aus, und der strich sie ein, als wäre er der Wirth und der andere der Gast. Und er sagte: »Dank für die Bezahlung.“ Drauf, als er Abschied nahm, sagte er zum Wirth: Er wolle ihm noch ein Räthsel zum Besten geben, damit er sich bey andern die doppelte Zeche wieder abverdienen könne. Das war

dem Wirth recht; und der Spiegelschwab sagte: Was ist das für ein Ding? Es hat keine Augen, und sieht doch; es hat keine Ohren, und hört doch; es hat keine Nase, und riecht doch; es hat keinen Mund, und ißt doch; es hat keine Hände, und greift doch; es hat keine Füße, und geht doch. Jetzt rathet!" Der Wirth gab sich gefangen. Der Spiegelschwab sagte: es sey dieß ein Bayer. Die Bayern hätten keine Augen, sondern Göckel; sie hätten keine Ohren, sondern Loser; sie hätten keine Nase, sondern einen Schmecker; sie hätten keinen Mund, sondern eine Fotze; sie hätten keine Hände und Füße, sondern Bratzen und Haxen." Es war ein Glück für den Spiegelschwaben, daß er die Schnalle schon in der Hand hatte, und hinaus witschte. Er hätte sonst einen tüchtigen Guß mit auf den Weg bekommen.

Wahrheit ist ein seltnes Kraut,
Noch seltner, der sie wohl verdaut.

Allhier fangen die Weilheimer Stücklein an.

Erstes Kapitel.

Bey Weilheim liegt ein Berg, der heißt der Eselsberg. Man erzählt, daß er den Namen davon erhalten habe: Es sey ein Landstürzer nach Weilheim gekommen, der habe den Weilheimern versprochen,

er wolle ihnen ein Mittel geben, wie sie auf wohlfeile Art zu Eseln kommen könnten, woran in ihrer Stadt so sehr Mangel sey. Und er both ihnen zum Kauf Eselseyer an (es waren aber große Aenten-Eyer). Diese Eyer, sagte er, solle Einer von ihnen ausbrüten; es müßte aber der Bürgermeister selbst seyn. Also wurden sie des Handels eins, und der Bürgermeister setzte sich, oben auf dem Berg, über das Nest, und brütete aus. Weil es ihm aber zu lang und zu bang wurde auf dem Nest, so ruckte er mit dem Hintern, und da fiel ein Ey heraus, und wargelte den Berg hinab ins Gebüsch hinein. Unten hockte ein Haas, der wurde aus seinem Lager aufgeschreckt, und lief davon. Wie der Bürgermeister von Weilheim das Ding fortlaufen sah, vermeinte er, es sey ein junger Esel, der aus dem Ey ausgekrochen. Und also schrie er, was er konnte: »Hieher, Büberl; siehst du denn nicht, wo dein Vater ist?“ — Also wird erzählt; es kann aber auch erlogen seyn. Gewiß ist aber, daß seit der Zeit die Weilheimer keinen Mangel mehr gehabt haben an Eseln. — So erzählte dem Spiegelschwaben ein Buchführer aus Kohlgrub, der die Geschichten vom Eulenspiegel, von der schönen Magellone, von den Heimonskindern, und andere hausiren trug, und er sagte ihm, er solle nur beym Bräu-Wastel einkehren; der wisse ihm noch mehr zu sagen von Weilheimer Stückeln.

Dieß ist ein treffliches, fruchtbares Land,
Die Narren wachsen ungesehen hinter der Wand.

Zweytes Kapitel von den Weilheimer Stücklein.

Der Spiegelschwab kehrte also beym Bräu-Wastel ein, und er sagte sogleich zum Wirth, warum er nach Weilheim gekommen sey, nämlich um ein Weilheimer Stückle zu sehen. Der Wirth sagte: Dazu werde sich Gelegenheit finden. Als er Abends ins Bett ging, zog ihm der Knecht seine Stiefel ab, ging fort, schnitt die Vorfüsse von den Stiefeln, und brachte sie ihm für Pantoffel. Der Spiegelschwab fragte zornig: was denn das sey? Der Knecht antwortete: Ein Weilheimer Stückel. Also mußte der Spiegelschwab mit dieser Erklärung zufrieden seyn. — Des andern Tags lachte ihn der Bräu-Wastel brav aus, versprach ihm jedoch, daß er die Pantoffeln, als seine eigenen, nicht in die Zeche bringen wolle. Und also wurden sie gute Freunde. Und der Bräu-Wastel erzählte ihm den lieben langen Tag viele seltsame Stücklein. Als zum Beyspiel, was erst in jenen Tagen geschehen ist: Da bauten die Weilheimer einen neuen Thurn; wie sie aber die Glocken hinauf thaten, fanden sie erst, daß der Raum zu klein sey, und die Glocke nicht geläutet werden könne. — Und vor etlichen Wochen ist's geschehen,

erzählte er weiter, da schrie, an einem Abend der Thurner Feuer! und rief, es brenne der Peissenberg. Als sie nun die Feuerspritzen zurichteten, und zu Hülfe eilen wollten, bemerkten sie erst, daß es die Abendröthe gewesen, was sie für ein Feuer angesehen. — Und vor einigen Monathen ist's geschehen, sagte der Bräu-Wastel, da sollte ein Dieb gefangen und gehangen werden. Also thaten sich die Richter zusammen, und verurtheilten den Dieb zum Galgen; dann schickten sie Leute aus, um ihn zu Haft zu bringen. Sie kamen aber ohne den Dieb zurück. Der Spiegelschwab sagte: Da hänget ihr wohl euren Landsleuten was an, um es mir aufzuheften. — Die Geschichte mit dem Dieb soll sich anderwärts begeben haben. „Es kann seyn, sagte der Bräu-Wastel; denn Weilheim ist so groß, wie die Welt.

Um ein Narrennest zu sehen,
Brauchst nicht vor die Thür zu gehen.

Vom Ursprung der Weilheimer Stücklein, und ihrer Ausbreitung durch die ganze weite Welt.

Etwas ist dran, sagte der Bräu-Wastel, aber nicht Alles, was von Weilheimer-Stücklein erzählt wird. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge stand

nämlich da, wo jetzt Weilheim steht, in uralten Zeiten eine Stadt, Namens Lalenburg, deren Einwohner wegen ihrer dummen und albernen Streiche weltberühmt geworden. Durch einen Unfall ohne Gleichen ist ihre Stadt zerstört worden, und die Einwohner selbst haben sich in alle Weltgegenden zerstreut. Daher kommt es denn eben, daß nicht leicht eine Stadt sey, wo nicht Nachkommen dieser Leute sich vorfinden, die eben dummes und letzes Zeug verrichten. Am meisten mögen sie sich jedoch freylich zu Schilda in Sachsen, zu Hirschau in der Oberpfalz, und allhier zu Weilheim in Ober-Bayern angesiedelt haben. Aber nicht alles, was man diesen Städten Böses nachsagt, ist, wie gesagt, wahr. Gar vieles kommt auf Rechnung anderer Städte in Ober- und Nieder-Bayern, wie auch in den beyden Pfalzen; ja selbst München, der Sitz der Weisheit, ist nicht frey von solchen dummen Streichen, und denen, die sie machen; und man könnte es füglich Groß-Weilheim nennen. — Der Spiegelschwab ward durch diese Erzählungen sehr vergnügt, wie hoffentlich auch der geneigte Leser; und er wünschte mehreres noch von solchen Stücklein zu hören. Der Bräu-Wastel gab ihm das Büchlein von den Lalenburgern, gedruckt in diesem Jahr und mit vielen Holzschnitten geziert; und der Spiegelschwab las darin bis spät in die Nacht, und hätte schier Essen

und Trinken drob vergessen, wenn ihn der Wirth, der seine Zeche machen wollte, nicht daran gemahnt hätte.

Es wachsen, ohne Dung und Pflug,
Die Thoren überall genug.

Drittes und letztes Kapitel von den Weilheimer Stücklein.

Des andern Tags beym Abschied sagte der Bräu-Wastel zum Spiegelschwaben: Es freue ihn, seine Bekanntschaft gemacht zu haben; denn nun sehe er, daß die Schwaben nicht so dumm seyen, als wofür man sie ausgibt. Der Spiegelschwab sagte entgegen: Es freue ihn auch, daß er seine Bekanntschaft gemacht habe; denn nun sehe er, daß die Bayern nicht so grob seyen, als wofür man sie ausgibt. Und also schieden sie als die besten Freunde. — Wie der Spiegelschwab durch die Stadt ging, fielen ihm sogleich im Vorbeygehen noch einige Stücklein auf die Nase. Einer fuhr mit einem geladenen Mistwagen vorbey; und, als ihn einer fragte, warum er wieder umkehre, sagte er: er habe die Mistgabel vergessen und er müsse sie holen. — Ein Zimmermann saß auf einer hölzernen Dachrinne oben am Haus, und sägte sie ab; er saß aber auf dem letzten Theil, und

fiel damit herab. — An einer Hausthür war ein Mann beschäftigt, neben einem größern Loch, wo die Katze aus- und einschliefen konnte, zwey kleinere zu machen. Auf die Frage, warum er das thäte, sagte er: Die Katze hat zwey Junge geworfen; ich thue's drum, daß die auch aus und ein können. — Als er unter das Thor kam, stand ein leerer Heuwagen drunten, auf dem der Wiesbaum quer über lag, so daß also der Wagen nicht zum Thor herein konnte. Der Knecht besann sich nicht lange, sondern holte eine Säge, und sägte den Wiesbaum mitten entzwey. — „Herrgott von Buxheim!“ rief der Spiegelschwab aus; welch ein lustiges Leben muß es in einer Stadt seyn, wo täglich und stündlich solche Streiche blühen!

Gält einen Batzen jeder Streich,
Wir wären noch einmal so reich.

Wie der Spiegelschwab in die Hölle kommt, und was er dort erfahrt.

Eine Stunde außerhalb Weilheim, auf dem Weg nach dem heiligen Berg Andex fiel ihm ein, gehört zu haben, daß in Polling extra gutes Bier zu trinken sey. Also scheute er nicht den Umweg, und ging wieder zurück und dahin. Und es schmeckte

ihm gut. Das hörte der Abt des Klosters, ein leutseliger, niederträchtiger Herr, und es wurde ihm hinterbracht: im Trinkstüble sitze ein Schwab, der könne saufen troz einem Bayern. Der Abt sagte, man solle ihm genug geben, und umsonst. Und der Blitzschwab profitirte auch von der gnädigen Erlaubniß, und er trank, und sagte eins ums andere Mal: das müsse man sagen, und es sey wahr: im Kloster ist ein Leben wie im Himmel. Und er guckte so oft und so lange in die Bierbütsche, bis sein Himmel, das Kapitolium, sternvoll wurde, und er bewußtlos da lag, wie ein besoffenes Schwein. Das wurde dem Abt hinterbracht; und der sagte: Weil denn der Schwab den Himmel verkostet, so solle er auch die Hölle verkosten. Und also ließ er ihn in ein tiefes, kuhfinsteres Kellerloch tragen. Des andern Tags, wie der Spiegelschwab erwachte, und sich den Rausch aus den Augen rieb, standen zwey kohlschwarze Männer vor ihm mit Fackeln in der Hand; und auf die Frage des Spiegelschwaben: wo bin ich denn? sagten sie: in der Hölle. Und sie gaben ihm alsogleich den Willkomm, wie's im Zuchthaus und in der Hölle herkömmlich ist. Dann ließen sie ihn allein in der schrecklichen Finsterniß, und es war allda Zähnklappern; und er hatte nun abermal Zeit, wie unter den Zähnen des Melak, über sich und das menschliche Elend nachzudenken. Um Mittag kamen die

die beyden Teufel wieder, und brachten ihm einen Laib Brod, das schier aussah, wie ein Pechkuchen. Der Spiegelschwab sagte: Es thäte ihn nicht hungern, wohl aber dursten. Und er dachte sich: Ach, hätte ich nur ein Tröpflein Gerstensaft von gestern! Die Teufel aber gingen abermals fort, ohne ein Wort zu sagen; und der Spiegelschwab saß wieder allein da in der Finsterniß der Hölle, und es wurde ihm auch Höllenangst. Er fing nun an, an dem Brodlaib, mehr zu sutzeln als zu beissen; aber es schmeckte, wie pures Salz, und es durstete ihn noch ärger, also, daß er an dem feuchten Gemäuer umher kroch, und die Wassertropfen, die daran hingen, ableckte. Indem er so im Finstern umher tappte, da stieß er an etwas, das sich anfühlte, wie ein Faß. Und es war auch eines, und zwar ein volles. Er zapfte es sogleich an — und das Anzapfen verstand er — und er sof, wie ein Bürstenbinder, und wurde in dem Maße voll, als das Faß leer wurde. Und so fanden denn Abends die beyden Männer wieder das alte besoffene Schwein; und sie trugen ihn fort und hinaus in einen Straßengraben, wo sie ihn im Dreck liegen ließen. Des Morgens, wie er erwachte, und sich auf das besann, was ihm begegnet, schwor er bey Stein und Bein: er wolle sich vor dem bayrischen Bier in Acht nehmen, und keinen Tropfen mehr trinken, als höchstens sechs Mäßle auf Einem Sitz.

Zusagen und halten
Steht wohl bey Jungen und Alten.

Wie dem Spiegelschwaben die Hexe von Kriegshaber den Weg versperren will.

Wie der Spiegelschwab über Pähl nach dem heiligen Berg wanderte, da sah er, zu seinem Verwundern, mitten auf der Straße die Hexe von Kriegshaber, die kochte. Der Spiegelschwab ging auf sie zu, und sagte: Was machst, alte Hex? Diese antwortete grinsend: Ein Tränkle für Kirchweihgurgeln, wie du bist. Und sie schöpfte, und es floß gischend, wie ein Strom, in den Kessel zurück. Dem Spiegelschwaben gefiel das Zauberstücklein, und er fragte weiter: Was macht dein Leibbaule, der schwarze Kater? Er spinnt Fäden, sagte die Hex, um Galgenvögel zu fangen, wie du bist. Und sie schöpfte wieder, und goß die glühende Brüh auf den Boden; und es floß fort, und zog sich, wie ein feuriger Faden um den Spiegelschwaben, und es wurde immer enger der Kreis und immer breiter der Strom. Der Spiegelschwab dachte sich: Das ist Hexerey, die einem Christenmenschen nicht schaden kann; und er foppte die Hex weiter: Was macht der Teufel, der Kesselflicker? Die Hex antwortete: Kessel, um liederliche Strolchen und Diebe drin zu sieden und zu braten, wie du bist. Und die

Her rührte immer stärker, und der Kessel floß über, und der Feuerstrom brannte ihm schon an die Sohlen. Da faßte der Spiegelschwab Muth, und er machte einen Kreuzsprung über den Kessel und die Hexe, und im Augenblick war alles verschwunden und verstoben. Nachdem der Spiegelschwab also der Gefahr entkommen, dachte er sich: Die alte Runkunkel hat mir sicherlich den Weg zum heiligen Berg versperren wollen. Aber hinauf muß ich, troß allen Hexen und Teufeln.

Heucheley und Schelmerey
Ist des Teufels Livrerey.

Wie der Spiegelschwab in sich geht und sich bekehrt; woraus ersichtlich, daß die Geschichte zu Ende geht.

Nachdem der Spiegelschwab auf dem heiligen Berg die Heilthümer in der Kirche angesehen, wobey er sich viele fromme Gedanken gemacht: da, wie er wieder zur Kirche hinaus wollte, sah er im Beichtstuhl einen Pater sitzen. Und er dachte bey sich: Hat der nichts zu thun, und hab ich nichts zu thun, so versaumen wir beyde nichts, und ich kann gelegentlich beichten. Also ging er in den Beichtstuhl,

und beichtete. — Wir wüßten aber natürlich kein Wörtle von dem, was er gebeichtet, und wie's ihm ergangen, wenn nicht der Spiegelschwab selbst es erzählt hätte dem Blitzschwaben, seinem Freund, der es seinen Kindskindern, und deren Kindskinder mir es erzählt haben; wie folgt: Anfangs sey noch alles passirlich gegangen, da er in Allem das Beste versprochen habe, namentlich wegen Wiederersatz dessen, um was er die Leute betrogen — bis es auf den Hauptpunkt gekommen: daß er nämlich uneins sey mit seinem Weib, und seit einem Jahr nicht mehr zusammen wohne mit ihr. Er hasse sie eben nicht, habe er gesagt; vielmehr er wolle fleißig für sie bethen um ein seliges End; aber leiden könne er sie nicht, und er möchte lieber mit einem Drachen unter einem Dach seyn, als mit ihr. Der fromme Pater aber verlangte, und blieb dabey, daß er zu seinem Weib heim gehen, und ihr wieder beywohnen sollte; sonst könne er ihn nicht absolviren. Der Spiegelschwab war halsstärrig, und ging aus dem Beichtstuhl ohne Absolution. Draußen vor dem Beichtstuhl rührte ihn aber doch sein Gewissen, und er dachte an die Freythofblümlein auf seinem Kopfe, und es wurde ihm ganz kurios um's Herz. Da stand er nun, den Hut drehend zwischen den beyden Händen, oft seitwärts blickend auf den Pater, ob er ihn etwa nicht zurück rufen möchte. Der saß aber

ruhig, und schien still zu bethen. Der Spiegelschwab dachte sich: da muß ich wohl den Gescheidern machen. Und er redete den Pater an, und sagte: Probiren will ich's — auf einen Monat, aber länger nicht. Der Pater schüttelte den Kopf. — „Nun sagte der Spiegelschwab, damit Ihr seht, daß ich mit mir markten lasse: auf ein Viertel Jahr!“ Der Pater schüttelte den Kopf. — „Auf ein halbes Jahr! handelte der Spiegelschwab weiter, und hielt ihm die Hand hin, und sagte: Wenn's euch so recht ist, so schlagt ein!“ Der Pater schüttelte den Kopf. Jetzt verlor der Spiegelschwab schier alle Hoffnung und Geduld; er nahm sich aber als ein ganzer Kerl zusammen, und sagte: „Wenn Ihr doch nicht anders wollt, so sey's — in Gottes Namen! — auf ein Jahr!“ — Der Pater, der seine Zerknirrschung bemerkte, und ihn nicht bis zur Verzweiflung treiben wollte, winkte ihn zu sich in den Beichtstuhl, und er redete ihm noch einmal ernstlich zu, und der Spiegelschwab versprach alles Mögliche. Und das war recht. — Von Ander aus wandte sich der Spiegelschwab vorerst nach Graf Rath. Dort liegt der Leichnam des heiligen Rasso, der, wie er hörte, ein großer Held gewesen ist. Der Spiegelschwab meinte: er müsse wohl ein böses Weib oder sonst ein Unthier gebändigt haben. Und also verlobte er sich zu ihm.

Wer recht beichtet,
Das Herz erleichtet.

Ein Kapitel, worin nichts von Streichen vorkommt, was also überschlagen werden kann.

Der Mensch ist nie langweiliger, als wenn er über sich selbst nachdenkt. Und also ist nichts von weitern Streichen des Spiegelschwaben zu erzählen, wie er jetzt seines Weges geht nach Meitingen zu seinem Freund, dem Blitzschwaben. Um jedoch den günstigen Leser von ihm zu unterhalten, will ich von seinen Sprüchen reden, die er im Brauch hatte; woraus neuerdings erhellet, daß er ein sinnreicher Kopf gewesen; wie es denn die Schwaben alle sind, die dummen allein ausgenommen. — Wenn von Weibern und Heirathen die Rede war, so pflegte er zu sagen: Weib und Geld ängstigen manchen, wie sieben Hund einen Hasen im Feld. Und: Der Ehestand ist kein Geschleck, sondern ein Joch. Und: Gilt die Boßheit etwas, so ist ein Weib theurer, als hundert Männer. — Auch sagte er wohl: Wenn ich wieder auf die Welt komme, so werde ich ein Kampelmacher, und heirathe eine Hebamme; Läus

und Kinder gerathen alle Jahr. — Wenn von seinem Weib Meldung geschah, sagte er: Böse Hund sind gute Wächter, sang ein Bauer von seinem bösen Weib. — Von den Weibern überhaupt: Sie hätten einen vielfältigen Rock, und einen einfältigen Kopf. — Vom Essen und Trinken pflegte er zu sagen: Das Trinken geht alle Tag; und gegessen muß seyn, und wären alle Bäum' Galgen. Und: Guter Wein verdirbt den Beutel, der schlechte den Magen; doch besser der Beutel, als der Magen verdorben. — Zu einem Nachtlichtle und Saufbruder sagte er einmal: Nicht wahr, Nachbaur, die ganze Nacht gesoffen ist auch gewacht? — Wenn sich einer über schwere Arbeit beklagte, pflegte er zu sagen: Wenns so lustig und so leicht wäre, so thät's der Bürgermeister selbst. — Warf man ihm vor, daß er sich seine Arbeit zu theuer bezahlen lasse, so sagte er: das braune Bier muß seine Ursach haben. — Von einem faulen Menschen sagte er: Er hat Lust zum Arbeiten, wie der Hund zum Hechellecken; und es steht ihm die Arbeit so gut an, wie einer Geis der Klagmantel. — Von einem Lumpen und nichtsnutzigen Menschen sagte er: Der gilt nichts, wo die Menschen theuer sind. Oder: Er ist einer, wo 13 auf ein Dutzend gehen. Auch: Wenn man ihn verschenken wollt, man müßte einen Batzen darauf legen. — Wenn er einen unwilligen Menschen sah, sagte er:

Du bist so lieblich, wie ein Essigkrug; wenn du nur in die Milch siehst, so wird sie sauer. Oder: du wärest ein rechtes Muster auf den Essigkrug. Auch: Wenn dein Gesicht am Himmel stünde, die Bauern würden zum Wetter läuten. — Von einem hoffärtigen Menschen pflegte er zu sagen: Er hält viel auf sich, aber andere Leute halten auf ihn um desto weniger. — Von einem Neidischen: Er sieht auf die Seite, wie eine Gans, die Aepfel sucht. Von einem Groben: Er ihrzt niemanden, als sich und den Herrn Pfarrer. Von einem Zornigen: Er thut sich auf, als wenn er zehn Teufel gefressen, und hätte den eilften im Maul. Von einem Lügner: Er bleibt bey den Worten, wie der Haas bey der Trommel. Sonst pflegte er auch vom Lügen zu sagen: Lügen sey eine Hauptsprach, denn sie gehe durch das ganze Land. Und: Wenn Lügen so schwer wäre, wie Holztragen, so würde Jeder die Wahrheit sagen.

Weise Sprüche, gute Lehren
Muß man thun, und nicht nur hören.

Wie der Spiegelschwab nach Meitingen kommt zum Blitzschwaben.

Als er nach Meitingen kam auf dem Lechfeld, traf er seinen Freund, den Blitzschwaben, im Wirths-

haus bey einem Mäßle weißen Bier sitzen. Der sang so eben das Liedlein:

Ich bin halt so:
Ich achte nit das Schmeichlen,
Und achte nit das Heuchlen,
Trutz allen falschen Zungen,
Denk ich an Goldschmids Jungen;
Ich bin halt so.

Ich bin halt so:
So lang ich leb auf Erden,
Werd ich nit anders werden,
So so so werd ich bleiben,
Aufs Grab mir lassen schreiben:
Ich bin halt so.

„Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, als er den Spiegelschwaben erblickte. Bist's oder bist's nit? Ja, wägerle, du bist's. Grüß dich Gott, Lump! Aber jetzt setz dich, Brüderle; wir trinken noch ein paar Mäßle zusammen, wenns langt. Dann brechen wir auf, heut noch nach Türkheim zum Kätherle, und morgen ist Hochzeit.“ Der Spiegelschwab sagte: Also willst du wirklich Ernst machen mit dem Kätherle? „Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, lieber heut noch als morgen. Und ich sag dir's und du darfst mir's glauben: 's Kätherle ist ein schön's Mädle,

's Kätherle ist ein bravs Mädle, 's Kätherle ist ein Mädle, wie man keins mehr findet in der Welt." Der Spiegelschwab sagte: Es gibt nur zwey gute Weiber auf dieser Welt; die eine ist verloren, und die andere kann man nicht finden. „Daß dich die Katzen kratzen!" sagte der Blitzschwab unwillig. Jetzt sauf, und laß mich ungeschoren."

Wen einmal der Gammel sticht,
Höret auf die Wahrheit nicht.

Wie der Spiegelschwab dem Blitzschwaben ein Kapitel vom Ehestand lieset.

Unterwegs, als sie dieß und jenes sprachen, kam der Spiegelschwab wieder auf das Kapitel vom Ehestand und den Weibern. Der Mann ist allzeit angeführt mit dem Weib — sagte er — und die beste ist nichts nutz. Ist sie schön, so hat er viel Wartens; ist sie häßlich, so hört er viel Eiferns; ist sie häuslich, so ist sie auch bös; versperrst du sie, so klaget sie; lassest du sie gehen, so ist sie in der Leute Mäulern; zürnest du mit ihr, so hängt sie das Maul; sagst du nichts, so kann niemand mit ihr zurecht kommen. Hat sie die Ausgaben in Händen, so weh dem Gelde; führst du die Ausgaben, so verkauft sie den Hausrath. Bleibst du zu Haus, so bist du ein

Einsiedler; kommst du zu spat heim: Wo hat dich denn der Teufel gehabt? Giebst du ihr schöne Kleider, so will sie sich sehen lassen; kleidest du sie schlecht, so flucht sie dir den Tod; hast du sie gar zu lieb, so achtet sie deiner wenig; gibst du dich aber wenig mit ihr ab, so schert sie sich um dich gar nicht. Willst du nicht sagen, warum sie dich fraget, so laßt sie nicht ab, bis du es sagest; kurzum: der Ehstand ist ein Wehstand. — —

Der Blitzschwab hatte indessen, da der Spiegelschwab also sprach, die Geige zur Hand genommen, und er fing an, zu stimmen und zu klimpern, immer stärker, je mehr der andere sprach. Endlich, da ihm das Geschwätz gar zu arg wurde, nahm er den Fidelbogen, und geigte, und sang dazu mit lautem, fröhlichem Ton: Ich bin halt so!

Einem jeden Lappen
Gefällt sein Kappen;
Ist sie auch arm,
Macht sie doch warm.

Des Studenten Adolphi Bericht, wie es auf der Hochzeit des Blitzschwaben zugegangen.

Ich Student Adolphus bin, unbekannter Weise, bey der Hochzeit des Blitzschwaben zugegen gewesen,

und habe, zum ewigen Gedächtniß, alles getreulich aufgezeichnet, wie es dabey zugegangen, als folgt: — *)

Wie der Spiegelschwab zu seinem Weibe heimkehrt, und was zu Hause geschehen. Das letzte und schönste Kapitel.

„Jetzt gehst aber zu deinem Weib heim“ sagte der Blitzschwab zum Spiegelschwaben, acht Tage nach der Hochzeit. „Ich geh schon, sagte der, so gern, wie eine arme Seel ins Feugfeuer.“ „Und bleibst fein bey ihr, wie du's dem Pater versprochen — fuhr jener fort — und mach's nimmer so, wie der Palmesel, der sich des Jahrs nur einmal sehen läßt. Und ich sag' dir's nochmahl, sagte er, sie ist wie ausgewechselt, seit der Zeit, daß sie dem Bären entkommen. Selbst die Nachbarinn sagt alles Gute von ihr. Und auf das Präsent, wie ich dir sag', darfst du dich freuen.“ Also redete der Blitzschwab dem Spiegelschwaben zu, als dieser von ihm Abschied nahm. — „Schwabenland ist ein schönes Land (pflegt

---

*) Lücke in der Handschrift.

der Schwab zu sagen); aber heim mag ich nicht.“ Der Spiegelschwab hatte mehr als Eine Ursache, so zu sagen. Und doch ging er, zwar mit wenig Hoffnung, aber voller guter Vorsätze Memmingen zu. In den Hopfengärten dunkte es ihm doch alleboth, als höre er die wohlbekannte Räthschstimme: „Bist du endlich wieder da, du Schlingel!“ Und als er unter's Thor kam, wollte ihm fast der Teufel ins Ohr raunen, er sollte wieder umkehren. Und als er sein Haus von der Ferne sah, sank ihm schier das Herz, und die Füße wollten ihn nicht mehr tragen. Da faßte er Muth, als ein ganzer Mann, und sagte: Sey's in Gottes Namen! Und er ging, und kam heim. Und, sieh da! wie er vor die Thür kam, trat ihm seine liebe Ehehälfte entgegen, und trug ein Kind auf den Armen. „Grüß dich Gott, Herzens-Männle! sagte die Frau. Da sieh, lug einmal dein Büble an.« Der Spiegelschwab sah drein, wie einer, der ein schweres Rechnungs-Exempel im Kopf auflöset; und er konnte es doch nicht heraus bringen. Das Kindlein aber lächelte ihm entgegen, und da konnte er nicht mehr anders, er mußte es nehmen, und er gab ihm ein Eyle, und er nannte es sein liebs Bübele. Dann gingen sie ins Haus, und die Frau machte ihm gleich ein warmes Süpple, und fragte: Männle, was magst noch? Und von der Zeit an war Fried und Einigkeit im Haus;

und die Nachbarinn selbst hatte ihre Freude daran, so wie hoffentlich alle, die dieß lesen.

Wer da will haben gut Gemach,
Der bleib unter seinem Dach.
Wer will haben ein' Ruh,
Der bleib bey seiner Kuh.

I. Bemerkungen zu der Legende von St. Christoph.

Unter den christlichen Heiligen zweyten Ranges (dii minorum gentium) haben wenige eine so allgemeine, echt volkthümliche Celebrität schon in ältern Zeiten gewonnen, und bis auf unsere Tage herauf bewahrt, als St. Christoph. Nebst St. Georg, dem Ritter, galt er von jeher als der Heros und der Hüne aller Heiligenwelt, und seine riesenmäßige Figur, wie er das Christkindlein durch das Wasser trägt, sieht man häufig in Kirchen, an öffentlichen Plätzen, an Häusern abgemalt. Auch ist seine Legende, wie sie der christlich poetische Sinn der frommen Altvordern gestaltet hat, so ganz in echt romantischer Form, mit einfach sinniger Anlage, und wunderbar reicher Umgebung gedichtet, daß des Heiligen Leben dem Gemüthe, wie der Phantasie des Volkes, besonders zu sagen muß.

Da nicht jeder unserer Leser eine der ältern Legenden, welche die Unbill der historischen Kritik noch nicht erlitten haben, besitzen möchte: so theilen wir die Geschichte unsers Heiligen aus der ältesten mit, nämlich aus „der Heiligen Leben neu gedruckt zu Straßburg 1510."

„St. Christoph war ein Heide, geboren zu Cananea. Aber er war zwölf Ellen lang, hatte einen starken Leib, große Glieder, ein großes Antlitz, und

war gar fröhlich von Gestalt. Da er aber noch nicht getauft war worden, da hieß er Offerus. Da er nun erwuchs zu größerer Gestalt, gedachte er bey sich selbst, ich will wandern und fragen nach dem größten Herrn. Da wies man ihn zu einem großen Herren, der gewaltig war über viel Land und Leute. Zu dem kam er, und er gelobte, ihm zu dienen treulich. Da empfing ihn der König wohl, und war seiner Stärke froh. Und da er einige Zeit bey ihm war, kam eines Tages ein Spielmann, der sang vor dem Könige und nannte unter dem Singen den Namen des Teufels; so segnete sich der König, und machte vor sich ein Kreuz, denn er war ein Christ. Da wußte Christoph nichts um das Zeichen, wunderte dessen sich sehr und sprach: Herr, sage mir, was ist das, daß du machst zwey Striche also? Da wollt's ihm der König nicht sagen. Er aber sprach: Herr, sage es mir, oder ich bleibe nicht länger bey dir. Da antwortete der König, und sprach: Ich will dir sagen die Wahrheit. Wenn man nennt den Teufel, so segne ich mich mit dem Zeichen, da fleucht er. Das thue ich darum, daß er keine Gewalt gewinne über mich. Da sprach Christoph: Ist denn seine Gewalt so groß, daß du dich zu fürchten hast? Ich habe dir lange gedient, und gemeint, er sey kein größerer Herr als du. Da du aber diesen fürchtest, so will ich hin, will ihn suchen, und will dem dienen, der so gewaltig ist über dich. Darauf ging St. Christoph, und suchte den Feind überall, und wen er fragte, der konnte ihm nicht Bericht geben, wo er zu finden sey. So kam er zu einer großen Wildniß, und sah reiten eine große Ritterschaft, mitten darunter einen schwarzen gräulichen Ritter, der ritt mit großer Gewalt einher, brach sich los von den andern, ritt auf ihn zu und sprach:

Wen suchst du? Da antwortete St. Christoph: Ich suche den Teufel, denn ich wär gern sein Diener. Da sprach der Feind: Das bin ich. Da gelobte ihm St. Christoph seinen Dienst, wurde des Feindes Knecht und zog mit ihm. Nun kamen sie einsmals auf eine Straße, da stand ein Kreuz bey einem breiten Wege. Da eilt der Feind ab von dem Wege. Des wunderte sich St. Christoph und fragte: Herr, warum reitest du nicht fort auf diesem Wege? Da wollte der Feind nicht antworten. Jener aber sprach: du sollst mir die Wahrheit sagen, oder ich diene dir keinen Tag mehr. Da sprach der Feind: Das ist das Zeichen, an welchem Christus gehangen, das fürchte ich sehr, und muß es fliehen. Da sprach St. Christoph: Mußt du sein Zeichen fliehen, so ist er größer als du, und ich muß dich verlassen. Christum muß ich suchen, da du nicht aller Dinge gewaltig bist. Und so ging er von dem Feinde. Darauf fragte er allenthalben, wo Jesus Christus zu finden sey? und kam zu einem guten Einsiedler, dem er sagte, wie er dienen wollte Christo. Der Einsiedler sagte ihm, wie ein großer Herr Christus sey, über alle Dinge, und wie großen Lohn er seinen Freunden gebe, und lehrte ihm den christlichen Glauben. St. Christoph aber sprach, er wolle dienen diesem Herrn, mit großem Fleiße. Da sprach der Einsiedler: Der König ist feind allem sündlichen Leben, darum du ihm dienen mußt mit Gebeth und Wachen und Fasten. Sprach St. Christoph: Ich mag weder wachen, bethen, noch fasten; sage mir, wie auf andere Art ich ihm dienen kann. Da sprach der Einsiedler: Es ist da ein großes Wasser ohne Brücke und Steg, willst du über dieses die Menschen hinübertragen um Gotteswillen, denn du bist groß und stark, und magst das wohl thun. Sprach St.

Christoph: Das will ich wohl thun durch Gott; bauete sich ein Hüttlein bey dem Wasser, und trug die Menschen hinüber; und hatte einen großen Stock in der Hand, und pflog Tag und Nacht der Arbeit. Einst des Nachts war er müde und legte sich nieder und schlief, da rufte ein Kind seinen Namen wohl dreymal. Er ging heraus, nahm das Kind auf seine Achsel, nahm seinen Stab und ging ins Wasser. Das Wasser aber wuchs sehr über sich, und wurde das Kind so schwer, als wär es Bley, und wurde je länger je schwerer; aber das Wasser wurde noch größer und fürchtete er, er würde ertrinken. Und da er mitten in das Wasser kam, sprach er zu dem Kinde: Ey, wie gar schwer bist du! Ist es mir doch, als trüge ich die Welt. Sprach das Kind: Du trägst nicht allein die Welt, sondern auch den, der Erde und Himmel erschaffen hat. Ich bin Christus, dein Herr und Gott, durch den du arbeitest. Ich taufe dich hier in diesem Wasser, im Namen meines Vaters, in meinem, seines Sohnes, und des hl. Geistes. Vorher hiessest du Offerus, nun aber sollst du heißen Christophorus nach mir. Und du sollst deinen Stab in die Erde pflanzen, daran wirst du meine Macht erkennen. Denn blühen wird Morgen der Stab, und Früchte tragen. Damit verschwand er. Da ward St. Christoph froh, dankte dem Herrn dieser Gnade wegen, und pflanzte seinen dürren Stab in die Erde, der ward in einer Nacht zum Baume, blühte und brachte Früchte. Da er das große Wunder sah, dankte er Gott, und gewann große Treue und Liebe gegen ihn. Darnach führte ihn der Geist Gottes in eine Stadt, da litten die Christen viel ihres Glaubens wegen. St. Christoph aber tröstete sie, und sprach ihnen zu. Das verdroß die Heiden, und einer trat so hoch auf, daß er ihn schlug an

den Backen. Er aber sprach, meinst du nicht, daß ich dich könnte treten unter meine Füße? Doch will ich's nicht. Da steckte er seinen Stab in die Erde und bat Gott um ein Wunder. Und sieh da, es grünte und blühte der Stab, und trug Früchte. Da bekehrten sich die Heiden, als sie das sahen, zum christlichen Glauben. Da das erfuhr der König, war er sehr unwillig, und sendete aus zweyhundert Mann, St. Christophen zu fahen. Und er sprach: Wenn ich will, so komme ich, will ich nicht, so komme ich nicht. Da erschracken die sehr, die ihn fahen sollten, und sagten: Thue, was du willst. Er aber ließ sich binden und führen vor den König. Und als dieser ihn sah, erschrak er gar sehr, ob seiner großen Gestalt, und sprach: Willst du nicht meinen Göttern opfern, so mußt du leiden Pein und Tod. Sprach St. Christoph: Dein Gott ist der böse Geist. Ich glaube an Jesum Christum. Da wurde der König hoch zornig, und ließ ihn bringen in den Kerker. Darnach zog man ihn nackend aus, schlug ihn mit Gerten, setzte ihn auf einen glühenden Helm, legte ihn auf ein großes Eisen, und goß siedendes Pech über ihn her. Da half ihm Gott, daß seine Banden zersprangen und die Bank zerbrach. Darauf band man ihn an einen Pfahl, und schoß mit Pfeilen nach ihm. Aber ein Pfeil fiel aus der Luft herab und schoß dem Könige ein Aug aus. Da sprach St. Christoph: Wenn ich gestorben bin, so nimm mein Blut, wasche damit dein Auge, und du wirst wieder sehend werden. Und den andern Tag wurde St. Christoph enthauptet, und gab ihm Gott die Martyrer-Krone zum Lohne. Aber es that der König, was ihm geheißen war, und wurde sehend. Da wurde er gläubig und ließ sich taufen.«

So weit die alte Legende. Nach Abstreifung alles

dessen, womit die christliche Poesie das Bild des Heiligen ausgeschmückt, und sein Leben geziert und verherrlicht hat zur Erbauung eines frommen, einfältigen Sinnes, hat die historische Kritik nichts an der Geschichte Reelles befunden, als erstens die Existenz des Heiligen, und zweytens sein Martyrthum; wie denn auch die Kirche sein Fest am 25. July feyert.

Daß, und wie aber unsere frommen Altvordern in diesen poetischen Beyzierden immer sinnige Andeutungen des tiefern religiösen Lebens aufsuchten, und fanden: das zeigt uns auch die Legende von St. Christoph. Es galt ihnen der Heilige als der mystische Christ; „wie ein Christ seyn solle, und es ihm ginge." Es ist dieser — nach dem Ausdrucke eines alten Autors — „ein großer, langer, starker Mann, der ein kleines Kindlein, das Jesulein, auf der Achsel trägt, ist aber so schwer, daß er sich unter ihm bücken und biegen muß; damit geht er durch das wüthende, wilde Meer, die Welt, da Wellen, die Versuchungen des Fleisches und der Augenlust, auf ihn einschlagen, und ihn verderben wollen. Er aber hält sich an einen großen Baum, wie an einen Stecken, das ist Gottes Verheissung. Jenseit dem Meer steht ein altes Männlein mit einer Laterne, darinnen ein brennend Licht ist, Gottes Wort, darnach richtet er sich, und kömmt also unversehrt an's Ufer, wo er sicher ist, das ist, ins ewige Leben. An der Seite hat er aber einen Wetzschker (Tasche), darinnen Fische und Brod stecken, anzudeuten, daß Gott seine Christen auch hier auf Erden in der Verfolgung, in Arbeit und Noth ernähren, und versorgen will."

II. Bemerkungen zu den erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Von diesem „Allerley“ mag wohl, wie von ähnlichen Sammlungen, die alte Recensions-Formel gelten: Sunt bona mixta malis, sunt et mediocria multa. Das Beste darunter ist ohne Zweifel — das Alte, was so recht aus des Volkes Natur, Sitte und Sage hervorgegangen, und darum, als ein unveräußerliches Erbgut, von Vater auf Sohn sich verpflanzt, und zum Theil bis auf unsere Zeiten herauf unter dem schlichtern Theil unsers Volkes noch in frischem Andenken und Genusse sich erhalten hat. Jedes der letztern Jahrhunderte, und jeder Abschnitt derselben weiset uns solche Repositorien des Volkswitzes auf; und was sie enthalten, ist ohne alle Vergleichung gediegener, als was unsere Zeit an Schriften ähnlichen Inhalts aufzuweisen hat, weil einfacher und wahrer in der Schilderung des öffentlichen Lebens, und natürlicher und leichter in ihrer Anwendung auf jegliche Erscheinung der Zeit und des Volkes. Das „Buch der Weisheit,“ Pauli Schimpf und Ernst, Kirchhof's Wendunmuth, Zingref's und Weidners apophthegmata, »Esopus deutsch,“ u. a. waren, nebst den lustigen und anmuthigen Geschichten, »Gedruckt in diesem Jahre,“ in Jedermanns Händen, und wurden mit eben so unbefangenem Sinn aufgefaßt, als heiter und ernst, nach Maßgabe des Inhalts und der Veranlassung, angewendet und ins Leben zurückgeführt.

Aus diesen und ähnlichen Büchern, die heut zu Tage kein Leser von Geschmack mehr lieset, sind die meisten Erzählungen genommen, die in dem Volksbüchlein vorkommen; viele erscheinen wörtlich und in aller Einfalt des alterthümlichen Ausdrucks, wie er

denn solchen Kindern der Natur gar wohl ansteht; andere wurden mit einem poetischen Mäntelchen umhängt, um ihnen, wo möglich, mehr Charakter, Laune und Anmuth zu geben. Nur sehr wenige sind ganz modern in Erfindung und Einkleidung; sie mögen immerhin so mitgehen, dachte man sich, um den übrigen um so leichter Eingang zu verschaffen bey Lesern, denen die Simplicität altväterlicher Historien noch nicht so recht einleuchtet und behagt. Für die übrigen dürfte diese vornehme Begleitung eher störend erscheinen.

Man wird übrigens dem Charakter dieser Erzählungen, und des Büchleins selbst, leicht absehen, daß der Herausgeber sich keineswegs die sanguinische Hoffnung machte, ein Werk zu liefern für das Volk, d. h. für die Welt und die Ewigkeit; sondern er beschied sich in seiner Anmuthung — wie auch der Titel besagt — bloß für Volksfreunde zu schreiben, die eben so viel Nachsicht als Strenge besitzen, um die Blößen eines solchen Buches nach Gebühr zu- und aufzudecken. Es steht überhaupt im Zweifel, ob in unsern Zeiten noch ein Volksbuch zu Stande und zu Ehren kommen könne, im ältern, ursprünglichen Sinne des Wortes, und nach dem Muster derer, die ehedem in Jedermanns Händen zu seyn das seltene Glück hatten. Das Volk selbst hat aufgehört, ein unzertrenntes, continuirliches Ganzes zu bilden; und es hat sich beynahe in eben so viele Classen und Zahlen zersplittert, als es Stände gibt. Sogar der gemeine Mann, seitdem er schriftgelehrt geworden, will sich zu etwas Ungemeinem erheben, auch in äußerlicher Gesittung; und er lieset, wenn er doch lieset, lieber moderne Romane und Schaustücke, als ältere Volksbücher, deren er sich sogar schämt. Und auf der andern Seite, wie viele Schrift-

steller gibt es unter uns, die des Volkes Sitte und Sprache genau kennen? und wenn einer sie kennet, der sie wahr und lebendig darzustellen verstünde? und wenn er's versteht, der sie so achten und lieben möchte, daß er, selbst auf Gefahr hin, von Leuten von Geschmack verachtet und verlacht zu werden, mit literarischer Selbstverläugnung in der thörichten Weise und Sprache des Volkes zu schreiben sich erkühnte?

„Was ich denn also mit dem Volksbüchlein wolle?" Antwort: Gar viel. Erstlich wollte ich mir eine heilsame Luftveränderung machen, und ein Vergnügen meinen Freunden, welche gern hie und da eine solche Landparthie vornehmen, und Einkehr halten in der Hütte des schlichten, gemeinen Mannes. Zweytens gedachte ich, so viel an mir liegt, dazu beyzuhelfen, daß die Wege und Stege in offnem und gutem Zustande erhalten werden für eine Zeit, wo diese blumigen Gemeintriften deutschen Witzes und deutscher Laune wieder lieber besucht werden dürften von Jung und Alt, von Vornehm und Gering. Drittens schien es mir selbst für unsere großstädtische Zeit und Welt ein annehmbarer und nützlicher Versuch zu seyn, durch ein solches Büchlein, als ein vermittelndes Organ, die von einander getrennten verschiedenen Classen des Einen, grossen Volkes in einen geistigen Zusammenhang, in gegenseitige, freundliche Berührung und Werthschätzung zu bringen, und zunächst den Gebildeten und Vornehmen, welchen die Kunst der Erziehung aus der Masse erhoben und weit davon entfernt und entfremdet hat, dahin zu bestimmen und zu vermögen, daß er in dem gemeinen Mann die ursprüngliche Natur, den angebornen Adel und die frisch hervortretende Kräftigkeit, überhaupt die Ori-

ginalität in dessen Denk- und Sprachweise, in dessen Sitten und Gebräuchen, kenne und achte, und so ihm mindestens das Recht zu seyn und zu scheinen, wie es ihm zukommt und beliebt, unverkümmert lasse.

III. Bemerkungen zu den Wanderungen des Spiegelschwaben.

Meine Vermuthung, daß es zur schwäbischen Iliade auch eine Odyssee gebe, ist eingetroffen; und ich war in meinen antiquarischen Nachforschungen so glücklich, eine ziemlich gut erhaltene Handschrift zu bekommen, welche ich denn hiemit, in treuem Abdruck, meinen Lesern übergebe, verhoffend, daß ihnen die „Wanderungen des Spiegelschwaben« ein nicht geringeres Vergnügen machen werden, als die »Abenteuer der sieben Schwaben.“

Den Verfasser dieser, in ihrer Art einzigen Epopoe auszumitteln, wird schwer, wo nicht gar unmöglich seyn. Keinem Zweifel unterliegt es aber, daß es einer und derselbe sey, der beyde Gedichte, oder, wenn man so will, Geschichten erfunden hat. Es läßt sich dieß schon aus der Gleichheit des Styls und der Sprache, wie der nationalen Gesinnung abnehmen. Die Zeit der Abfassung möchte ich jedoch hieraus nicht bestimmen, da, wie ich schon anderswo bemerkt habe, eine Ueberarbeitung überall sichtbar ist, und die ursprüngliche Form durch Vermischung des Dialekts und Uebertragung ins Hochdeutsche theilweise sehr gelitten zu haben scheint.

Künftigen Commentatoren dieses National-Epos sey es auch überlassen, zu untersuchen und zu bestimmen, ob (was mein altdeutscher Freund vermuthet) der Vefasser den Homer gekannt habe, und ob er damit wohl gar dessen unsterbliche Gesänge habe parodiren wollen? Ich wenigstens glaube, daß eine solche Behauptung zu gewagt sey. Denn obwohl z. B. unter den homerischen Helden einzelne, nicht zu verkennende Gegenstücke an den sieben Schwaben nachzuweisen sind, ein Agamemnon-Allgäuer, ein Achilles - Blitzschwab, ein Thersites - Knöpfleschwab u. s. w.; und obgleich vorzüglich in dem Charakter, den einzelnen Verhältnissen und Abenteuern des Spiegelschwaben auffallende Reminiscenzen und Allusionen auf Odysseus, seine Penelope, und auf so manches Abenteuer desselben, als mehr oder minder klar, zu entdecken sind: so sind das doch lauter Einzelnheiten und Zufälligkeiten, die meines Erachtens zu einem solchen Urtheile keineswegs ermächtigen; zumahl, da es den literarischen und kritischen Standpunkt ganz verrücken würde, woraus man diese, so wie ähnliche Volksgeschichten beurtheilen soll. Halten und nehmen wir das Büchlein geradezu für das Produkt eines einfältigen Mönchs, der, aus der Einsamkeit seiner Zelle, die Welthändel und Weltmenschen in der camera obscura seiner Phantasie vor sich spielen läßt, um jene, die Welt, noch mehr verachten, und diese, die Menschen, bey all ihren Thorheiten, noch mehr lieben zu lernen.

Was den ästhetischen und moralischen Werth dieser Geschichte anbelangt, so will der Herausgeber dem Urtheile des Lesers keineswegs vorgreifen. Wohl aber sey es ihm erlaubt, aus der kritischen Abhandlung, welche der Handschrift beygebunden war, und aus der Feder eines vor-gottschedianischen Kritikers

geflossen zu schein scheint, einen Auszug zu geben und anzufügen,

»Der Scopus der Geschichte, sagt der ehrliche Autor, sey augenscheinlich kein anderer, als zu zeigen, wie elend ein Mann sey, ohne ordentliche Hausfrau, die ihn vor allen Extravaganzen bewahre und in Züchten und Ehren erhalte. Das sehe man an dem Spiegelschwaben als einem augenfälligen Exempel, indem er bey aller Indole animi und Sagacitate ingenii, als gemeiner Landstürzer und Vagabund, ein jämmerliches, unstätes Leben führe, und mancherley Gefahren des Leibs und der Seele ausgesetzt sey. Was die Inventionem anbelange, so fehle es ihr weder an Simplicität, da sich die ganze Handlung so ziemlich um alltägliche Bedürfnisse und Ereignisse drehe, noch aber an ergötzlicher Abwechselung, da auf dem Scenario, wie in einem Guckkasten, verschiedene Oerter und Leute erscheinen, und man sich, so zu sagen, immer in eine neue Welt versetzt zu seyn glaubt. Auch die Dispositio sey recht gut, immaßen es die sicherste und beste Norma einer Geschichte sey, daß man die Begebenheiten und Actiones secundum ordinem loci et temporis aufführe, weil dann der Leser dem Autori Schritt vor Schritt gemächlich folgen könne, ohne sonderliche Ermüdung und Ermattung des Verstandes und der Attention.

Ueber die Moralität der Geschichte äußert er sich folgender Maßen: »Man müße vor allem den Helden und die Hauptperson ins Auge fassen, und mehr darauf sehen, was er sey, als was er thue — quid sit, non quid faciat — woraus man erst recht die motiva und Beweggründe seines Thuns und Handelns zu beurtheilen im Stande sey. Wenn man annehme und supponire, was ein Mensch in seinen Verhältnissen — ein böses Weib im Haus

und kein Geld im Sack — Ruchloses anfangen könne: so müße man sich vielmehr wundern, daß er nicht mehr Scandala begangen habe. Auch seyen die Streiche, die er anfange, nicht allzeit ihm, und seinem bösen Genio zuzuschreiben, sondern oft nur der Dummheit und Leichtgläubigkeit anderer Menschen, die, da sie sich auf plumpe Weise betrügen lassen, auch mit Recht Schande und Schaden davon hätten. Dem Autori selbst sey es keineswegs als Schuld zuzurechnen, wenn er den Spiegelschwaben als Fatznarren und Landstürzer beschreibe, wie er einer gewesen; vielmehr sey er hoch zu loben und zu preisen, daß er die Wahrheit und die identitatem characteris durchaus inne gehalten. Sodann sey sowohl aus der Geschichte selbst, als aus den angehängten Sprüchen und adagiis viel Weisheit und Tugend zu erlernen, was man leicht finden könne, wenn man eben nur suchen wolle. Es arte der Held freylich mitunter bis zur Ruchlosigkeit aus, z. B. in der Geschichte mit dem Pfaffen *) und mit den Zigeunern. Es sey dieß aber eben eine gar sinnreiche Erfindung des Autoris, daß er das Maß der Sünde voll werden lasse, damit den Sünder die Gnade um so sicherer ergreifen könne; was denn auch geschehen. Kurz — schließt der Beurtheiler — es ist ein gar sinnreiches Gedicht oder Geschichte, daraus man vieles Nützliche lernen kann, ohne lange Weile und Verdruß, was von Büchern, welche Frömmigkeit lehren wollen, nicht immer der Fall ist.«

Diese letztere Bemerkung hätte sich der ehrliche Mann ersparen können. Wohl aber wird gern jeder Leser zugestehen — wenn doch die Moralität eines Helden in einem solchen Gedichte in Anschlag

*) Dieß Kapitel fehlt in der Handschrift.

gebracht werden soll, — daß der Spiegelschwab, bey allen seinen Listen, Schlichen und Fünden, Kniffen und Griffen, Ränken und Schwänken, ungleich noch sittlicher erscheine, als so mancher Tugendheld in ***schen und ähnlichen Romanen, die zur Erbauung und Ergötzung des gebildeten Janhagels geschrieben sind.

Schließlich muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß, wie der erste Theil, so auch der zweyte, obschon in ungleich geringerm Maße, lücken- und mangelhaft ist. Die Geschichte selbst erleidet jedoch dadurch keine bedeutende Unterbrechung oder sonst wesentlichen Schaden. Nur daß die Beschreibung der Hochzeit des Blitzschwaben durch den Studenten Anselmus verloren gegangen, ist ein unersetzlicher Verlust, da dieses Document schon als ein Sittengemälde der damaligen Zeit und des Volkes von höchster Wichtigkeit seyn mußte. Um den Leser jedoch einiger Maßen dafür zu entschädigen, und, weil doch das Volk von heute, nach Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuchen, noch im Ganzen das urväterliche Volk ist, so habe ich auf meiner literärischen Reise, welche ich zunächst in Beziehung auf die mitgetheilte Geschichte und zur Erforschung der nöthigen Orts- und andern Umstände unternommen habe, an Ort und Stelle eine getreue Schilderung einer solchen Hochzeit entworfen, die ich denn hier schließlich mittheile.

Beylage.

Die schwäbische Bauernhochzeit.

(Ein Gemälde im Style der niederländischen Schule.)

Vor der Kirche ist schon Groß und Klein versammelt, neugierige Leutchen (der Verfasser darunter), um den Brautzug, der so eben herauskommt, gemächlich anzusehen. Die Musikanten, zwey Fideln sammt Brummbaß, eröffnen den Zug; voran die „Buben," groß und klein, in Feyertagsröcken, einen Rosmarin auf dem Hute, im Gesichte Gesundheit, Muth und Frohsinn; zwischen ihnen und den Männern der Bräutigam, ein frischer, lebensmuthiger Bursche, mit einer Haltung und Miene, aus denen der Kampf zwischen frohem Leichtsinn und ernster Sorge sichtbar wird. Dann das liebliche Mädchenvolk, von dem Kinde herauf bis zur mannbaren Jungfrau, alle anständig und sittig in Kleid und Gebärde; hierauf, von den Matronen begleitet, die Braut — den Blick zur Erde gesenkt, um das naßgeweinte Auge zu verbergen, das in den feyerlichen Augenblicken der Copulation mit Wehmuth auf die verlorne Jugend zu-

rück, und mit Sorge auf das lange, bange Hausmutterleben vorwärts blickte; — eine schöne, jungfräuliche Gestalt, in einem schwarzen Kleide, mit weißer Schürze, den Rosmarinkranz auf dem entblößten Haupte, wie ein zum Tode geweihtes Opfer. „Gott sey mit dir! und Er gebe dir Trost und Kraft und Milde und Demuth; und Er lohne dich für deine Mühen und Schmerzen, die sich wie Nächte und Stürme in dein Leben hineinschleichen werden, mit recht vielen lichten und freundlichen Tagen, und mit der Liebe und Treue deines Mannes und mit der noch unendlich größern Freude an deinen Kindern!“

Der kürzeste Weg von der Kirche ist in das Wirthshaus, das daran liegt. Es scheint, als wenn der Ort schon begeistere; denn es poltert und lärmet die Stiege hinauf in den Söller, als wenn alles losgelassen wäre, die Hölle selbst. Einzelne, tüchtig accentuirte „Juhhe!“ begrüßen den Ort der Freude, und der Tanz des jungen, heitern Völkleins geht sogleich an, während die übrigen sich in und außer dem Hause zerstreuen.

Um zwölf Uhr gehen sie zu Tische, aber nicht, wie das liebe Vieh und vornehme Leute, sondern wie Christen, die, ehe sie die Gottesgabe empfangen, darum bitten. Männer und Weiber sitzen zusammen; bey jenen der Bräutigam, bey diesen die Braut — Alles in Züchten und Ehren... Nun gibt es in

der Regel nichts langweiligeres für einen Zuschauer, als ein Gastmahl während den ersten Gerichten; bey Bauernhochzeiten ist es aber anders. Wenn man diesen gesunden Appetit der Leute bemerkt; wenn man sieht, mit welchem Antheil Leibs und der Seele sie jeden Bissen zu Mund und Gemüthe führen; wenn man bedenkt, daß ihnen eine solche Tafelfreude schon um der Seltenheit willen doppelt theuer seyn muß uud auch wirklich ist: dann müßte man der gefühl= und appetitloseste Kerl von der Welt seyn, wenn man ihnen nicht ein herzliches »Gott gesegn' es!“ zuriefe, und alsobald, von gleichem Hunger angesteckt, hinab liefe in die Küche und sein Essen bestellte, wie z. B. ich jetzt thue.

Sobald es oben wieder zu fideln und zu stampfen beginnt (es ist ein Uhr, Suppe und Voressen droben vorbey), so eile ich wieder hinauf zum Tanzplatz.

Braut und Bräutigam haben bereits, von einer Schranke von Zuschauern umgeben, ihre Stellung eingenommen, und Wind und Licht richtig vertheilt. Ein Menuett beginnt. Der Bursche, in kecker, doch nicht frecher Stellung, die beyden Hände in die Seiten gestemmt, — das Mädchen sittsam, doch nicht blöde, die Schürze an beyden Seiten fassend und ausbreitend — machen nun ihre stattliche pas, so gut sie dieselben von der lieben alten Gewohnheit und von der einfachen, ungekünstelten Natur erlernt

und ausgebildet haben. Es geht aber wacker. Sie zeigen nicht nur Takt, richtige Wendung und Stellung, mit mannigfach abwechselnden Formen, sondern sie bringen auch Dessin hinein, und (ich möchte fast sagen) eine Art von Taktik der Liebe. Anfänglich ersieht man aus allem, Blick, Haltung und Bewegung etwas Fremdthuendes, Formen der Höflichkeit, ein bloßes Annähern und Entfernen ohne Haß und ohne Liebe. Bald aber tritt Interesse ein. Der Jüngling wird freyer, offener, kühner; er sucht, verfolgt, drängt das Mädchen; dieses erwiedert, aber nur in verstohlenen Blicken der Zärtlichkeit, in halbem Annähern, halbem Entfernen, dem Zudringlichen aber mit Entschiedenheit ausweichend. Die Wärme nimmt zu. Es begegnen sich Aug und Aug, Hand und Hand. Die Formen bekommen mehr Ründe; sie verschmelzen sich allmählig, wie ihre Seelen, und bereiten sich zur Vereinigung; doch herrscht noch einige Unsicherheit im Annähern des Jünglings, noch sittige Schüchternheit im Entfliehen des Mädchens. Wie er jetzt sie verfolgt, wiederergreift! wie sie dann plötzlich entschlüpft, sich entfernt, durch Drehen und Wenden dem Verfolger ausweicht — und sich zuletzt doch wieder erhaschen läßt! Endlich gibt sie sich ihm ganz hin; mit kräftigem Arm umschlingt er die Nachgiebige, und reißt sie wonnetrunken in den Wirbel des Walzers, er, sein Auge zärtlich auf die

Geliebte herabsenkend, sie, ihr Haupt schamhaft an seine Brust oder an seine Schulter lehnend, beide selig in der innigen Verehrung.

Sobald das Brautpaar, unter Beyfall, den Platz verlassen, nimmt ihn wiederum das lustige, junge Völklein ein, und verkürzet sich und andern durch mancherley Tänze die Zeit. Jetzt führen sie den „Agatter“ (á quatre) auf (auch zu acht und sechszehn Personen) mit vielerley Abwechslung in Stellung und Wendung, in Verschlingung und Entwirrung, vom Schülertritt an bis zu den Meistersprüngen, in einer Reihe von Probestücken, die anfangs ein Jeder einzeln, später Mehrere zusammen, endlich alle zugleich ausführen, und, wie immer, in den alles und ganz vereinigenden Walzer auslaufen von drey bis sechs Touren. Dann wagen wohl auch einige der Flinkern unter ihnen, welche Waden- und Lungenkraft genug haben, den ermüdenden Hupfauf; oder ein einzelner Kerl, der berühmteste Tänzer der Umgegend, den Meistertanz, die sieben Sprünge; und Andere Anderes.

Schlag 2 Uhr wird eine neue Tracht Speisen servirt. Die jüngern haben sich schon wiederum Appetit getanzt (der Bauernmagen verdaut ohnehin gut in einer Stunde); die ältern verkosten nur mehr, und schicken die Schüssel lieber ihren Kindern nach Hause, um sie an den Hochzeitsfreuden Theil neh-

men zu lassen, vermeinend, es sey keine Freude ganz, an der nicht Alle etwas hätten.

Um drey Uhr, nachdem man neue Herz- und und Magenstärkung zu sich genommen, bricht das junge Gesindel auf, um in einem feyerlichen Zuge das Wickele *) abzuholen aus dem Mutterhause der Braut; eine schöne, bedeutsame Gewohnheit, womit der Braut symbolisch die ganze Pflichtenlehre der Hausmutter, Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Sparsamkeit vor's Auge gerückt werden soll. Der Zug, die Musikanten an der Spitze, ist aber von etwas bachantischer Natur; die Kerle, bey denen schon der Rausch von Trank und Liebe in leichtem Anflug ist, überbieten sich förmlich im »Jodeln und Juchezen,« mit den sonderbarsten Modulationen; Schaaren von Kindern umschwärmen sie, miteinstimmend in den Jubel. Auf der Rückkehr sucht man sich einen bequemen Wiesenplatz auf; die Kunkel, zierlich angelegt und bunt bebändert, wird in die Mitte gestellt, und der fröhliche Reigen bewegt sich nun lärmend auf dem beblümten Plane rundum. Dann kehrt man ins Wirthshaus zurück zur vierten Tracht.

Indessen hat der Bräutigam, seinen Gästen und allem Volke zu gefallen, ein paar Spiele angeordnet, die nun, nach aufgehobenem Incident-Mahle, zum Besten gegeben werden.

---

*) Die Kunkel.

Fürs erste haben die Mädeln zu ringen, welche die Flinkeste sey im Eyerklauben, die geschickteste im Eimertragen, und so in andern Dingen. Sodann kommt die Reihe an die Buben. Die haben sich bloß zu balgen, zu zerklopfen, zu zerhaaren und zu überrennen um der Pfenninge wegen, die unter sie ausgeworfen werden. Höhere Preise werden gesetzt für die besten Raufer und Laufer. Den Beschluß macht heute ein Wettrennen, aber bloß mit Ochsen. Die »Gaudi« ist groß. Das Vieh, ungewohnt zu gallopiren, wozu es doch mit unmäßiger Strenge angetrieben wird, gibt sein Mißfallen verschiedentlich zu erkennen. Der eine läßt sich durchaus nicht von der Stelle bringen, sondern bewegt sich als Kreisel, bis ihm und dem Reiter Sehen und Hören vergeht. Ein anderer brüllt wohl entsetzlich, geht aber desto langsamer, und im Zickzack. Ein dritter rennt, wie besessen, voran, aber bloß dem wohlbekannten Stalle zu, von dem er nicht mehr wegzubringen ist. Ein vierter, in lauter Schwingungen auf und ab, hin und her sich bewegend, wirft den Reiter ab, und geht, dessen froh, seines Weges weiter. Ein fünfter rennt zwar streckenweise, hält aber zu oft Stand und bedenkt sich zu lange, wohin und wie weit; während der sechste, der gescheidere, zwar gemächlich einher trottet, aber doch zeitig genug, nämlich der erste, das Ziel erreicht. Der be-

kommt denn auch (der Reiter nämlich, nicht der Ochs) den Ehrenkranz aus der Hand der Braut.

Man speiset zum fünften Mal und tanzt zum zwanzigsten Mal und trinkt zum hundertsten Mal. Nun haben auch (bald) die Männer das Ihrige und rühren sich mit dem Maule, so lang und so gut es geht... Heute aber schwirrt das muntere Gespräch (besonders von der Weiberseite her) zu sehr in einander, als daß man sich selbst recht verstehen könnte, geschweige den Nachbar. Einzelne Trinksprüche nur schlagen mir vernehmlich ins Ohr; z. B. »Gott verläßt keinen Deutschen — hungert's ihn nicht, so dürst's ihn« — »Alles versoffen bis ans End, macht ein richtig's Testament« — »Duck dich mein' Seel', es kommt 'n Platzregen« u. dgl... Ein dicker Mann in der Ecke fällt mir indessen auf. Er spricht am wenigsten, aber trinkt am meisten. Seine Miene hat eine ganz seltsame Mischung von tiefem Ernst und freundlicher Milde. Mit unverwandtem Blicke auf den Krug, mit schmunzelndem Munde scheint er, wie gewisse Dichter, Theorie und Praxis, des Trinkens nämlich, zugleich zu betreiben und eben darum beide wechselweise zu veredeln. Nichts kann graziöser seyn, als die Art, wie er den Krug faßt. Während dem Trinken scheint er alle fünf Sinne in Bewegung zu setzen, um recht zu genießen. Er beschaut das lautere, kostbare Naß, er beriecht's (hören kann er's nicht), er schmeckt's — Himmel, mit welcher Wonne! Man möchte den Seligen beneiden, wäre man nicht schon selig genug in seiner bloßen Anschauung.

Ja, wenn du mir, kalter, strenger Moralist, mit deinem grinzenden Bocksgesicht in die Zechstube und meine Beschreibung hinein stierest! Du, der du nicht einmal Kraft genug hast, um eine ordentliche

Sünde zu begehen, oder der du eine Sünde bloß in einen dünnen, langen Faden ausspinnest und dich weit zierlicher einwickelst, während Andere ihren Fehler en gros auslegen und mit Einem Male; der du, was eigentlich Ohnmacht an dir ist, als Kräftigkeit betrachtest, und dich aller Tugenden befleißest, auch der Enthaltsamkeit, nur der größten und ersten nicht, der Liebe! Mit dir will ich nicht rechten über die Moralität meiner Hochzeitleute. Du weißt nicht, wie wohlthätig, ja wie nothwendig nach langen, schwülen Werktagen ein solcher Platzregen ist für die durstende Natur im Bauer, um all die Mühen und Sorgen wegzuschwemmen, und, wenn auch nur auf einige Stunden, sein halb verdorrtes, eingeschrumpftes Leben aufzuweichen und zu erfrischen! Was willst du denn nach deinem Maßstab die Sündhaftigkeit seines Genusses ermessen, da du ja auch nicht die Müheseligkeit seines Tagwerkes zu würdigen verstehst! Geh einmal statt seiner hin, schieb an dem Pfluge den ganzen Tag hindurch, iß seine harte, grobe Nahrung Wochenlang, placke dich ein Jahr hindurch mit seinen Sorgen und Arbeiten und Jammer und Noth; und dann komm, und, wenn du's noch vor Gott und Menschen zu verantworten glaubst, schließe die Bierschenken an Sonn= und Feyertagen, schaffe die Kirchweihen ab und die Volksfeste, und verpöne jeden Rausch im Lande mit Kirchenbuße und Kettenstrafe... Freund, ich denke, du wirst's bleiben lassen, und dem Landmanne seine Freuden gönnen und ihn nicht darin stören, geh' es auch manchmal zu bunt zu und über die Schnur.*)

---

*) Philanthropinischer Rausch! Transeat!

(Anmerkung des Censors.)

Den hätt' ich, Gott Lob! weg; und so kann ich in meiner Beschreibung ruhig und sittsam fortfahren.

Nachdem die letzte Speise (ich glaub', es ist sieben Uhr) verzehrt worden, füllt sich das Wirthshaus immer mit andern Gästen. Die Zeit ist da zum Schenken. Wer nur Geld hat im Dorfe und einiges Interesse an und von den Brautleuten, der legt seinen Pfenning auf den lebendigen Opferaltar, die Braut; um so mehr die Theilnehmenden am Gastmahle, welche, ausser für Kost und Trunk des Tages, nichts bezahlen dürfen, als eben auch ein Geschenk. So ist's Sitte und gewiß eine löbliche; denn (so meinen sie in ihrer ehrlichen Einfalt) Anfänger im Hauswesen müßten am Hochzeittage unterstützt, nicht des Ihrigen beraubt werden; und sodann sey dieß Geben nur ein Leihen; die Reihe gehe um und andere Bräute werden mit der Zeit die Zinsen einfordern von dem Kapitälchen, das die anwesende Braut heute empfange.

Nach vollbrachter Schankung tritt der Hochzeitredner auf und haranguirt die Anwesenden in einer zierlichen, herkömmlichen Rede. In ehrwürdiger Stille und Haltung (denn es ist ja von geistlichen Dingen die Rede) wird der Spruch vernommen. Der Redner (um es meinen Lesern kurz zu sagen) fängt an von Anfang, nämlich von Erschaffung der Welt. Nachdem er das Thema „er schuf sie ein Männlein und ein Weiblein« hinreichend erklärt, geht er die Beyspiele namhafter Ehen im alten Testamente durch, kommt sodann auf Christus und die Hochzeit auf Cana in Galiläa, und rekapitulirt kürzlich die evangelische und apostolische Haustafel für Eheleute. Sodann geht er über zu den gegenwärtigen »tugend- und ehrsamen Paar Brautleuten,« rühmt mit Bescheidenheit

(alles steht so in seinem Formular) ihren bisherigen Lebenswandel, gedenket ihrer lieben Aeltern und Wohlthäter, besonders der seligen (hier wird ein andächtiges Vater unser und ein Ave Maria eingeschaltet), und schließt endlich mit dem Danke an die Anwesenden im Namen der Brautleute für die Ehre des Besuches und die gesteuerten Gaben, und mit der Bitte um ihre fernere Freundschaft.

Der erste Theil der Rede, die, wie der Leser bemerken wird, keine üble Disposition hat, wird mit einer wahrhaft frommen Andacht vernommen; der andere nicht ohne innige Theilnahme, ja sogar mit lautem Weinen und Schluchzen, besonders wenn der Todten gedacht wird. Aber — nur wer den beweglichen Charakter des gemeinen Volkes kennt, wird mir dieß glauben, so wie das, was folgt — so bald das letzte Wort des Redners verklungen, so beginnt wieder bey dem einfallenden ersten Tone der Musikanten der fröhliche Lärm mit seinen »hopsa! hopsasa's!« und der Tanz und die Fur geht von vornen an, wo möglich noch ärger, und dauert bis in die tiefe Nacht.

Doch was dann noch weiter vorfällt in der Brautnacht, will und kann der Referent nicht referiren.

Druckfehler.

Seite 25 Zeile 1 statt Masten lies Maßen.
— 39 — 14 — Fisch — Ring.
— 64 — 4 lies Nachbar.
— 70 — 10 v. u. lies: Wit genannt von Dörring.
— 89 — 2 v. u. statt Noth lies Roth.
— 104 — 5 lies Ueberlingen.
— 122 — 4 v. u. lies eben.
— 126 — 7 lies Hölzle.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L. D.

Aurbacher

(2

K

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aurbacher, Ludwig

Ein Volksbüchlein Probeblätter [2. Th.:] Ausgabe für Volksfreunde

Bd.: 2

München 1829

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 205 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259198-2